Res.
P.o.germ.
1442
cro

Bayerische
Staatsbibliothek
München

P.O. germ.
1442 cro
Taschenbuch

Schuman del: Buchhorn Sculp:

# Taschenbuch für Frauenzimmer.

## Zur Unterhaltung und zur Belehrung.

Mit Kupfern.

Leipzig,
in Kommission in der Sommerschen Buchhandlung.

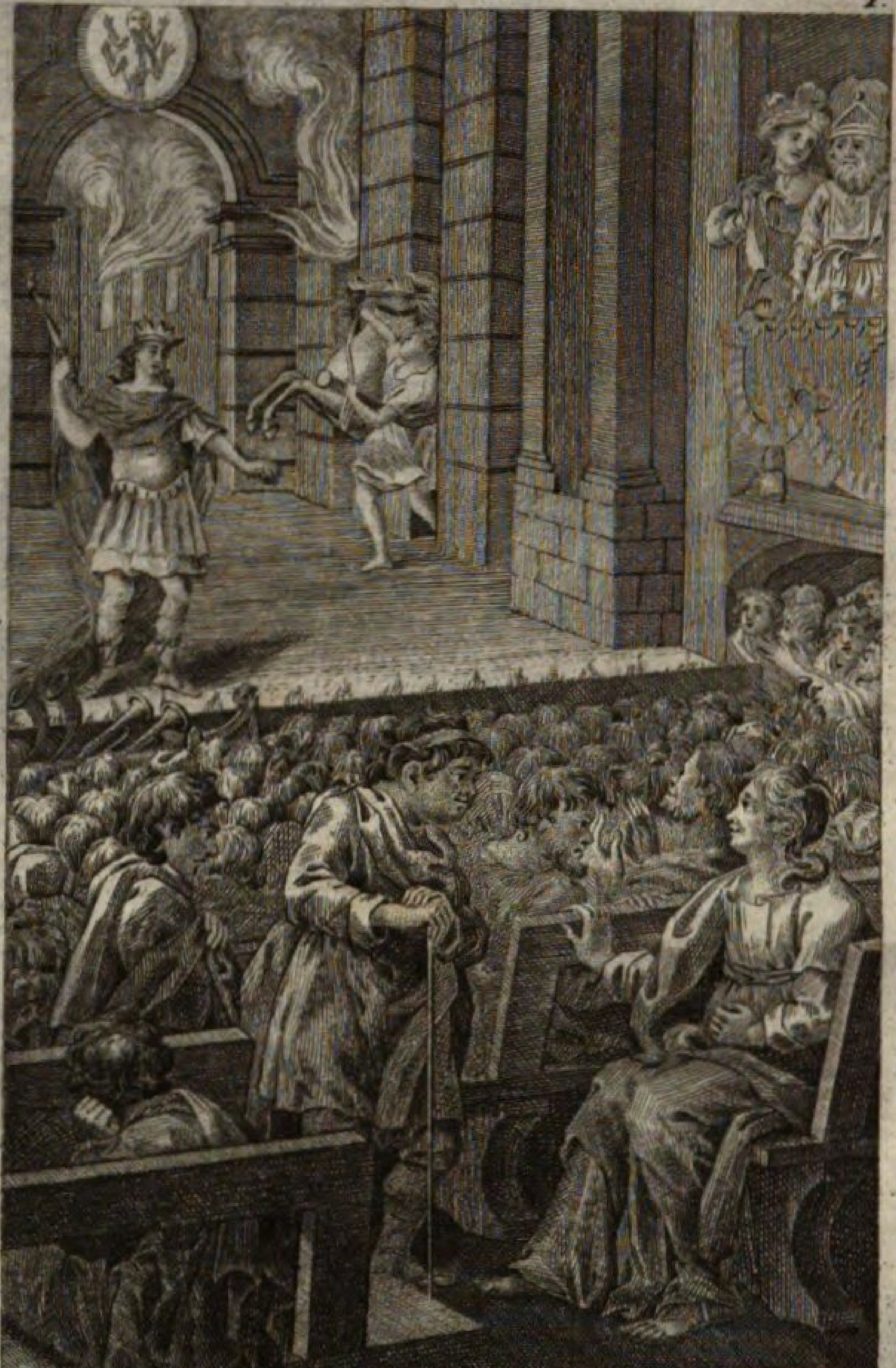
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Zur Erklärung der Kupfer.

Herr Schink, der die Theatergeschichte aller Nationen fleißig studiert hat, lieferte vor einigen Jahrn die Geschichte einer Bühne, die man bisher nur aus einzelnen Anekdoten kannte, des Theaters zu Abdera. Wenn die Wahrheit aus inneren Kennzeichen am besten erkannt wird, so ist kein Schriftsteller jemals wahrer gewesen. Alles ist übereinstimmend, alles erklärt sich untereinander, nichts bleibt räthselhaft. Wie viele Nachahmer abderitische Sitte von jeher hatte, ist bekannt. Daher kommt es, ohne Zweifel, daß man bey ihrer lebhaften Darstellung sich

gleichsam zu Hause findet. Herr Schink hat aber, als ein guter Kenner dessen, was Theilnahme erwecken muß, vorzüglich mahlerische Auftritte beschrieben. Und die auffallendsten derselben sind, in nachfolgenden Blättern, nach seiner Schilderung entworfen. Die hinzugefügten kurzen Erklärungen, sollen seine Erzählung keineswegs entbehrlich machen, sondern nur darauf hinweisen, oder vielmehr daran erinnern. Mit dem Meister wetteifern wollen, hieße sich selbst zum Abderiten ernennen.

1.



*Wer ist der Herr!*

*Schink's Abdera 1 Th. p. 40.*

Barbiez del. J. Ramberg sc.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

# I.

Der junge Mann auf der lezten Bank rechter Hand, ist ein Athenienser unter Abderiten. Er wohnt im Schauspielhause der Vorstellung einer Haupt- und Staatsaction bey. Alles um ihn her war in Thränen versunken, er lachte, man bemerkte ihn nicht. Endlich brach er im vierten Akt, als er, über den Thoren von Troja, das abderitische Wappen erblickte, in ein so übermäßiges Gelächter aus, daß er die Augen der Zuschauer vom Theater auf sich kehrte. Sie wittern einen Fremden. Der dickbeleibteste, dickhäutigste aller Theaterprotektoren watschelt, Unrath merkend, auf ihn zu, und fragt ihn: Wer ist der Herr? Die schöne Dame in der ersten Rangloge, scheint zu erwarten, daß der Fremde fragen solle: Wer ist die Frau? Der Erzpriester neben ihr, hat nicht nöthig die Frage aufzuwerfen, wird aber schwerlich alles darauf antworten, was er weiß.

## II.

Der Athenienser hat Mittel gefunden, sein Gelächter für Beifall gelten zu lassen. Zum Dank dafür ist er der Held eines abderitischen Mahls. Jezt fordert man ihn auf, ein Trauerspiel für die Nationalbühne zu schreiben. Die Damen dringen deswegen in ihn, und der dicke Protektor, mit einem Kranze beladen, den sein bescheidener Gast von sich ablehnte, besteht darauf mit einem höflichen Fluch: Ja, der Donner und das Wetter! Der Erzpriester nimmt keinen Theil an der Ueberredung. Er hält einen Pokal in der Hand, und läßt sich von einem Frauenzimmer unterhalten. Daß die Unterhaltung lebhaft werden könne, scheint der neugierige Blick einer Dame hinter dem Protektor zu argwöhnen. Höchstabderitisch steht ein Rauchfaß so hoch, daß es nur dem Gewölbe des Saals, und seinen Baldachinen, Wohlgeruch zutragen kann.

a.

Ja, der Donner und das Wetter!

Schintis Abdera 1 Th: p: 69.

Barbiez del. J. Ramberg sc.

Strepsiades faellt im Froschteich.

Schink's Abdera 1 Th. p. 183

Barbiez del. F. Bamberg sc.

## III.

Abdera's Roscius will einer Gesellschaft seiner Freunde vormachen, wie man vor Furien zurückfliegt, und fällt darüber rücklings in den Froschteich Latonens. Er mißversteht und wird mißverstanden. Seine Freunde und Freundinnen rufen ihm zu, seiner Begeisterung Einhalt zu thun, und er, der an keine Gefahr unter sich denkt, läßt sich verleiten, die Stimme der Warnung für das Geschrey der Bewunderung zu halten. Aber das unschädliche Unglück erweckt Gelächter, nicht Mitleid. Und da die Augen eines Frosches hinreichen, diese Gestalt von der einer Wasserschlange zu unterscheiden, wer weiß, ob das Froschgeschlecht den Stürzenden für etwas anders hält, als für den wiederkehrenden König Kloz, harmlosen Andenkens?

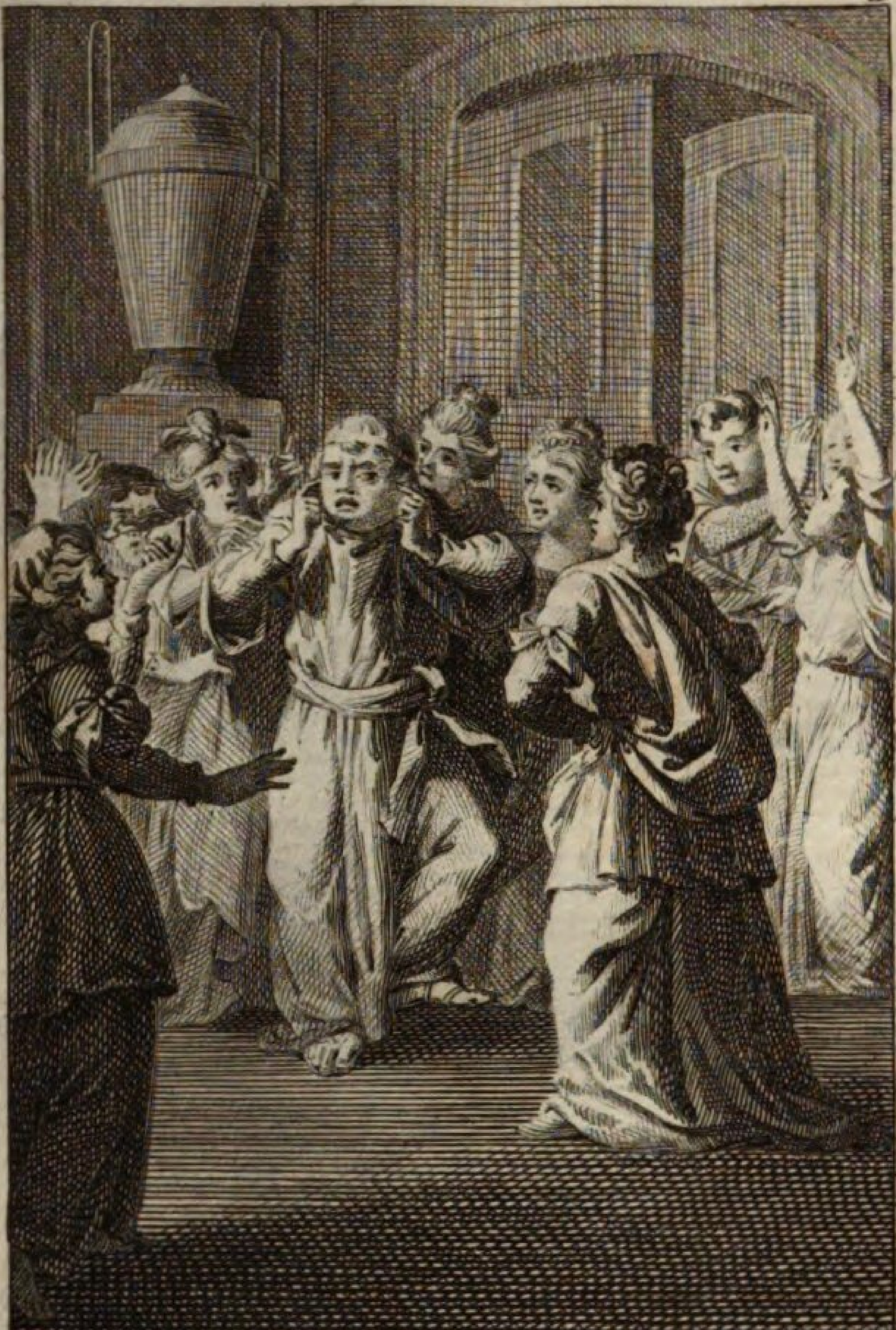
## IV.

Dies ist ein Duodram unter vier Augen. Die Dame wird am Abend Alceste seyn, und in ihre Rolle vertieft, bewillkommt sie einen unbekannten Jüngling, mit dem Abschiedskuß, den Admet erhalten soll. Das ist es alles. Das ist sehr unschuldig. Die Folge dieses Auftritts ist eben so verschleyert, wie die Statue neben dem Sofa. Sehr scharfe Blicke sehn freilich durch den Schleyer.

*O mein Admet!*

*Schink's Abdera 1 Th. p: 176.*

Barbiez del. — Ramberg sc.



*Seyd ihr toll ihr Weiber?*

*Schink's Abdera 1 Th: p. 242.*

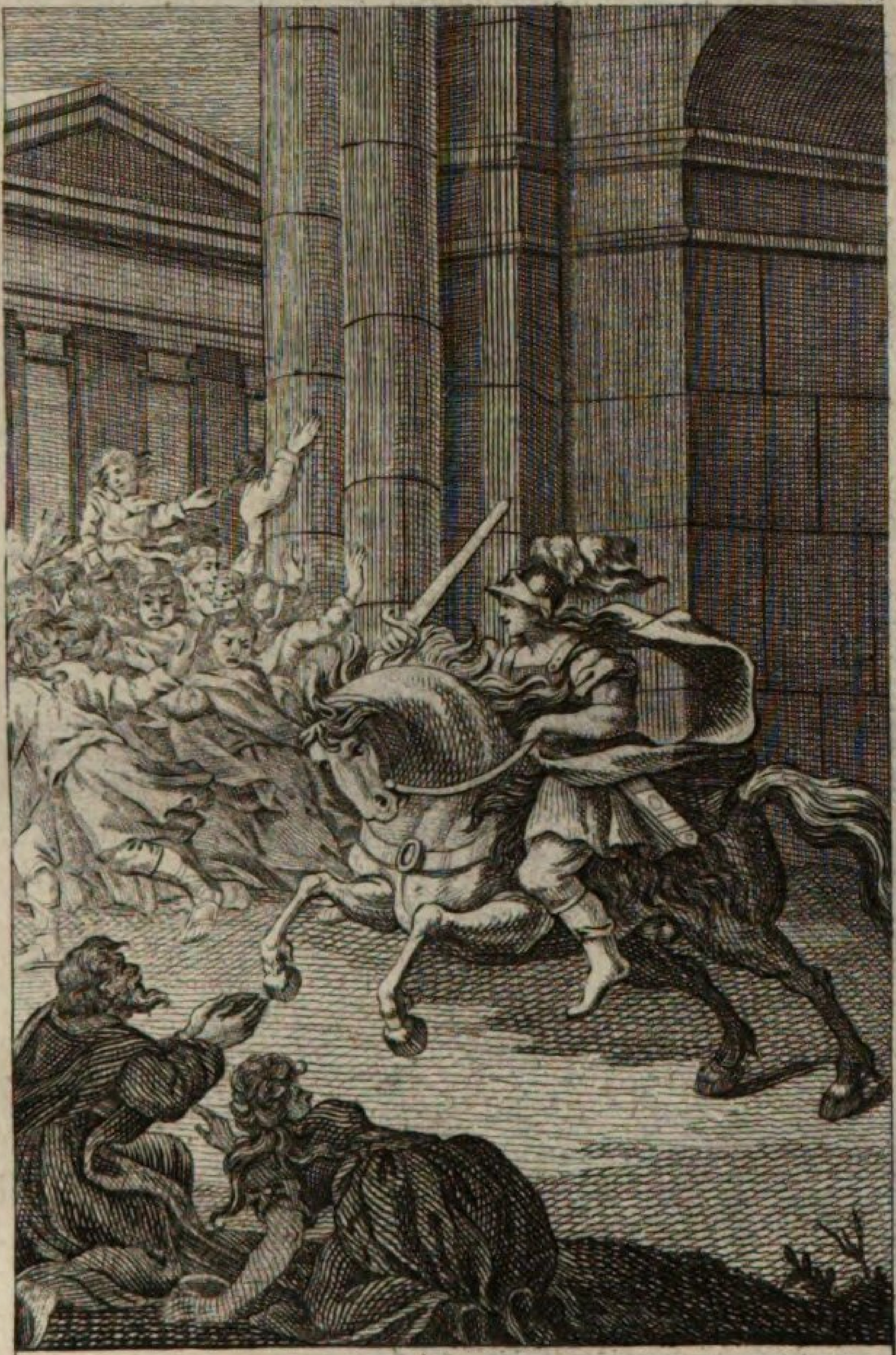
Barbiez del — L. Buchhorn sc.

V.

Die Duodramen haben von jeher viel Wirkung hervorgebracht. Auf der Bühne sogleich; ausser der Bühne, die auffallendste, nach neun Monathen. Dies ist auch der Fall mit Alcesten der jüngeren. Davon sind die anwesenden Damen unterrichtet. Davon unterrichten sie, auf ihre nachdrückliche Weise, den dicken Protektor. Betäubt steht er unter Damen, die von allen Seiten auf ihn einstürmen. Wenn er sich nicht die Ohren zuhielte, woran er unstreitig sehr wohl thut, so könnte man glauben, er parodire die Stellung des bekannten capitolinischen Fauns. Ein feiner Zug des Künstlers! Jeder heftig erschütterte Mensch muß sich dem Ideal seiner Gattung nähern. Des Protektors Gefährte im Hintergrunde hat weniger abzuwehren. Das glückliche Schicksal Aller, die sich im Hintergrunde befinden.

## VI.

Die Entdeckung der Damen hat große Folgen gehabt. Das Volk ist in Aufruhr gerathen, und belagert den Tempel der gefallenen Tugend. Da erscheint Admet der jüngere ihr zu helfen. Mit gezücktem Schwerdt, mit schnaubendem Roß, sprengt er die Menge vor der Thür auseinander. Sie flieht, und weiß wohl warum: denn, durch alle Furcht, spricht Neugier aus den umgewandten Blicken. Im Vorgrunde liegen Alter und Jugend, vor dem Wüthenden, auf den Knien. Sie fühlten leicht Befugniß, einen Stein gegen die Gefallene aufzuheben. Sie konnten sich nicht auf diese Weise miteinander vergehn.



Voran, Abderitengezücht . . .

Schink's Abdera 1 Th. p. 293

Barbiez del. W. Arend. sc.

7.

Die armen Hunde!

Schinks Abdera 2 Th. p:14

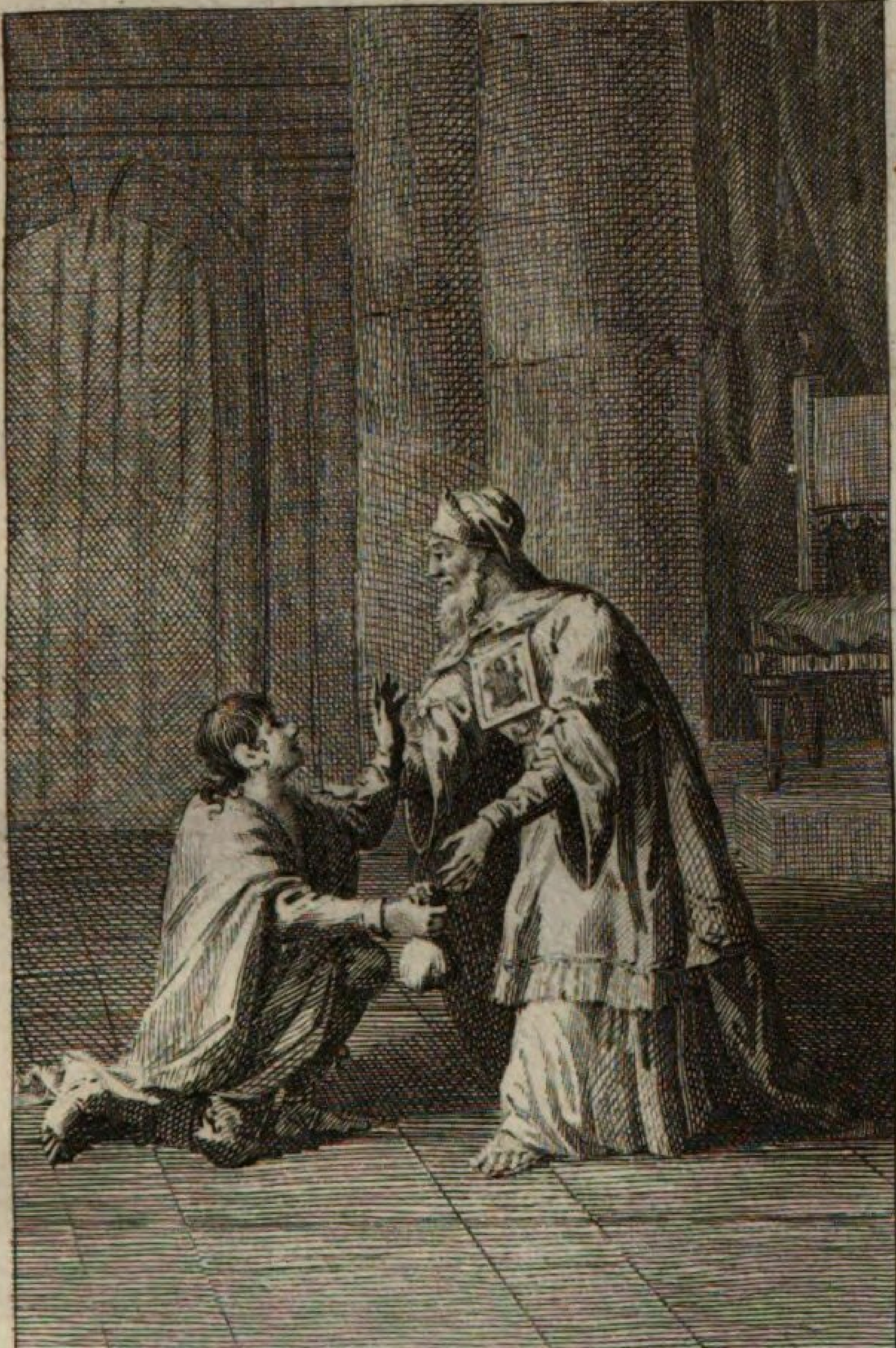
Barbiez del: W. Arend fc.

## VII.

Ob es gut sey Menschen zu täuschen, schien einer erlauchten Akademie zweifelhaft. Die armen Abderiten erfuhren zu ihrem Nachtheil, wie verderblich es sey, Hunde zu täuschen. Die Hunde, die hier von einem Protektor und zwey schönen Geistern, vor den Augen des gesammten Volks, die Bastonade bekommen, wurden durch die täuschende Vorstellung des rasenden Herkules so hingerissen, daß sie den Rasendscheinenden packten, bissen, und wirklich rasend machten. So starb er, und sie stehn hier auf der Schandbühne, mit einem Schilde: Mörder des Genies, vor ihrer Brust. Der Erzpriester kommandirt, wie billig, die Exekution. Leute aus allen Ständen, Damen besonders, sehn begierig zu. Sie sind à la hauteur des circonstances. Respectés la justice du peuple!

## VIII.

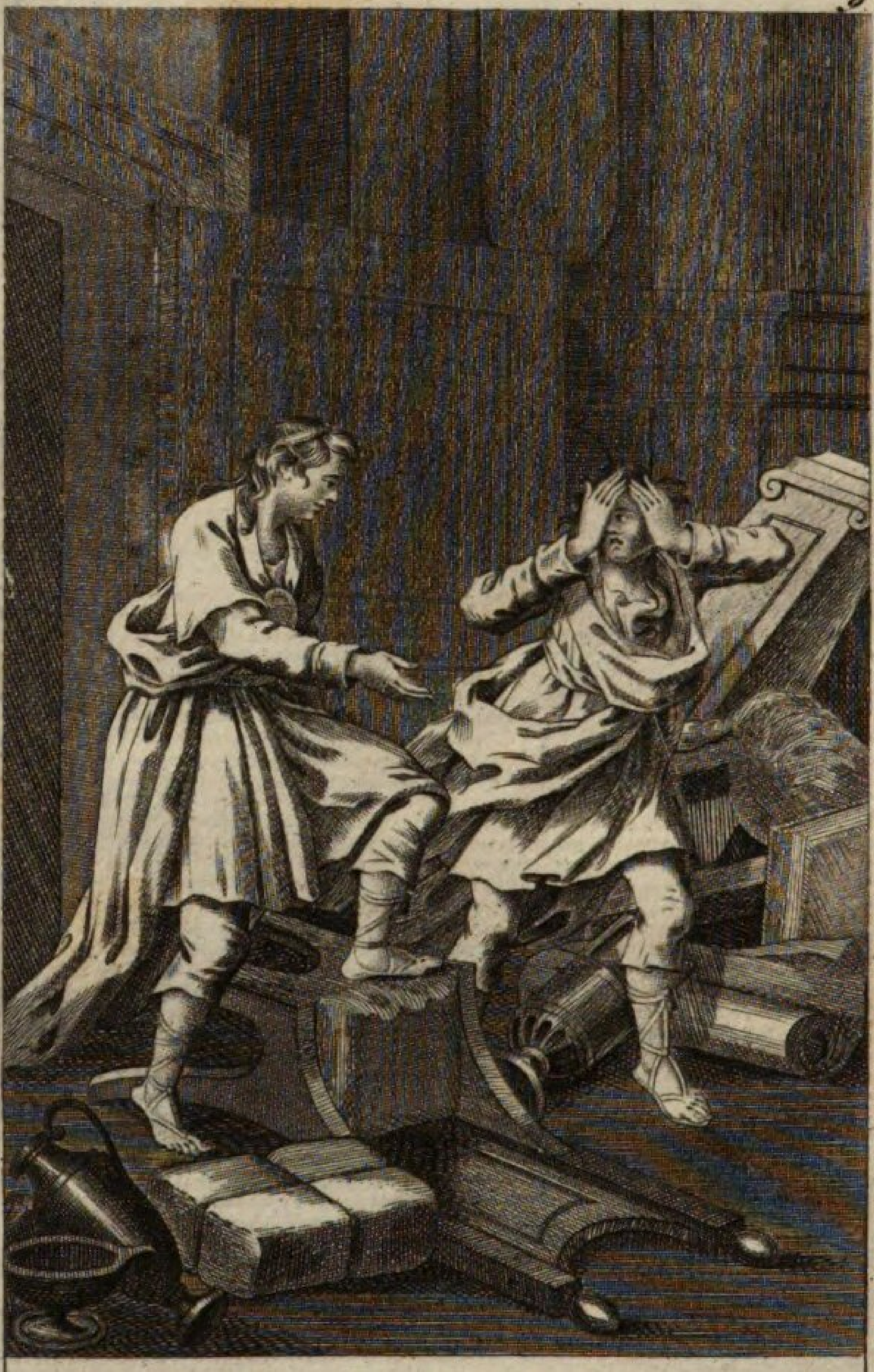
Eine Scene vergangener Jahrhunderte. Ein Schelm mit schwerem Geldbeutel, der sich in den Schutz des Allerheiligsten begiebt, und Aufnahme findet. Ach! die Bekehrung eines gefallenen Sünders, gilt ja mehr als das Leben von neun und neunzig Gerechten. Nun ist endlich der Suchende auf dem rechten Wege.



Kniebeugend überreichte er ihm den Geldbeutel.

Schink's Abdera 2 Th: p.121.

Barbiez. del. L. Buchhorn. sc.



Heilige Latona Erbarmen!

Schink's Abdera. 2 T. p. 141.

Barbiez del. J. Ramberg sc.

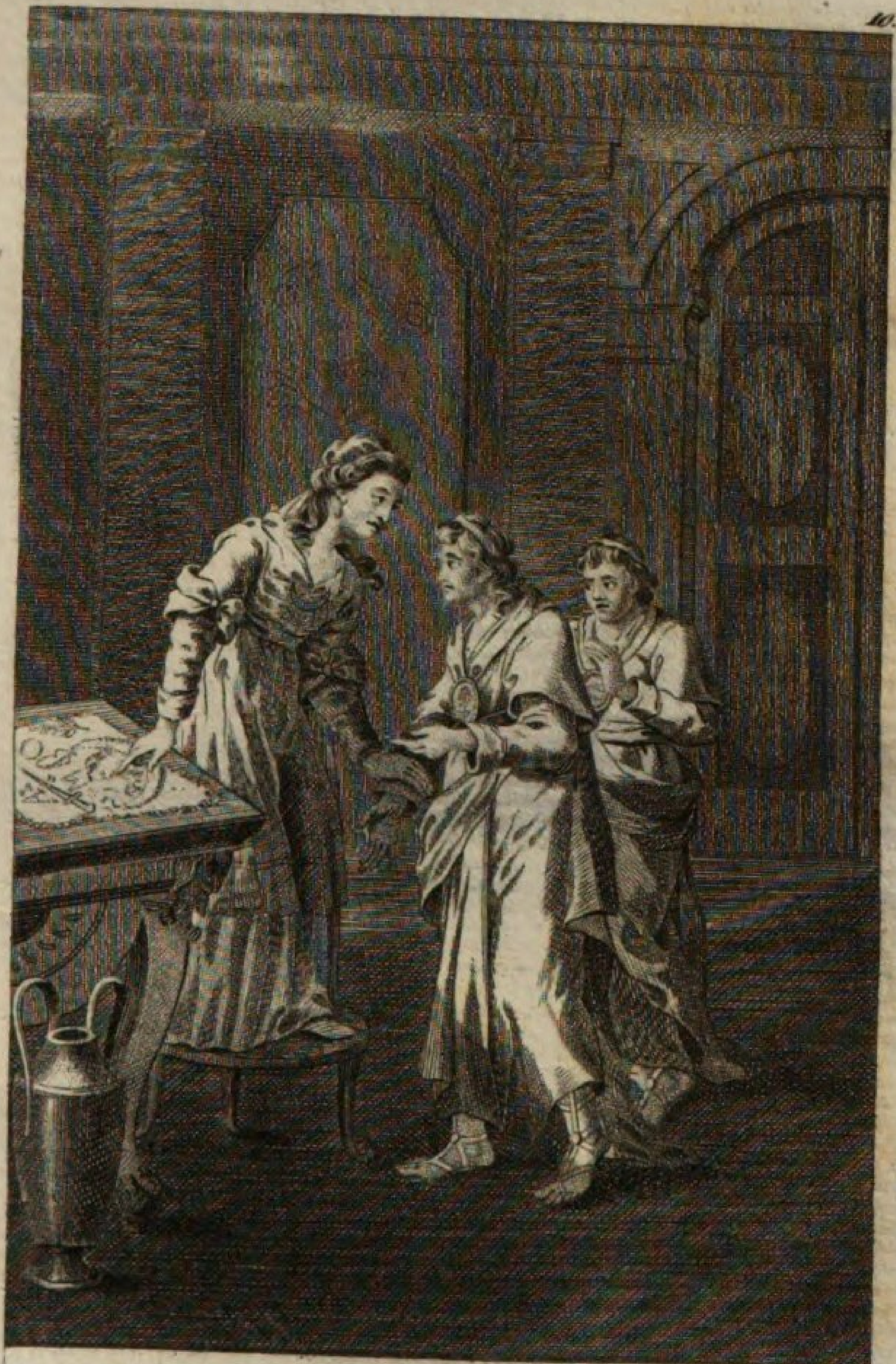
# IX.

Der Mann, der sich die Augen zuhält, hat den Hereinschreitenden schwer beleidigt, und seine Thüre mit allem Hausrath, das er zusammen bringen konnte, verrammelt, um dem Ueberfall des Strafenden vorzubeugen. Aber dieser kommt jezt versöhnt zu ihm, und beut ihm die Hand. Das Zimmer eines Poeten erkennt man an den leeren Gefäßen, und vollen Bücherballen. Die lockere Rolle ist vielleicht schon Makulatur, aber das sorgfältig zusammen gebundene Paket soll es erst werden. Der Stuhl muß neu seyn, denn das Küssen ist wenig ausgehölt, und trägt noch keine Spur davon, daß ein schwer gelingender Vers den Sitzenden hin und her gewiegt habe.

## X.

Die beiden Versöhnten vor der abderitischen Sappho, die ihrem Erstaunen, aus Hieroglyphen im Opfermehl, Geheimnisse weissagt, die sie auf dem menschlicheren Wege der Plauderhaftigkeit erfahren hat. Alles ist in Abdera anders, wie im übrigen Griechenlande. Die Begeisterte, die ihren Ohren mehr als ihrem Hintern verdankt, sizt nicht auf dem Dreifuß, sondern steht. Sie wird nicht empor gehoben, sondern senkt sich nieder. Ihre Schüler sind was sie seyn sollen, aufmerksam und verwundert. Das giebt einem Aesthetiker künftiger Jahrhunderte Stoff, zu einer schönen Abhandlung: Ueber die Erhabenheit der Niedersenkung.

10.



Aski, Kataski, Aix, Tetrax, Bedy, Zaps.

Schinks Abdera 2 T: p: 187

Barbiez del. G. Ramberg sc.

II.

Das ist ja eine ordentliche
Priesterglazze

Schinks Abdera. a T. p.192

Bardez. del: F. Ramberg. sc.

## XI.

Der Protekter vor dem Spiegel. Ein unsichtbarer Oberer ist bey ihm gewesen, er hat, halbwachend halbträumend, eine Priesterglatze bekommen. Spürerin Sappho lauscht zwischen Thür und Angel. O weh, daß die ganze Geschichte, in dem nächsten Stück der Atheniensischen Monathschrift, aufgedeckt werden soll! Schließt die Thür hinter ihm zu, damit er den Narren nirgendwo als in seinem eigenen Hause spiele.

## XII.

Der Sprung der Tugend! Der, hinter dem man die Thür nicht verschloß, der auf der Erde liegt, wollte über dem Bette liegen, und mißt jetzt mit seinem Rücken den Boden des Schlafgemachs. Dabey gereicht eine Platte nicht zum Vortheil. Wie weh es ihm thut, zeigen seine krampfhaft angezogenen Beine. Indem eine schöne Lende über ihn wegschreitet, wäre viel zu sehn. Moses und Canaan! Aber dahin blickt er nicht. Und so übt der Zeichner poetische Gerechtigkeit. Denn hart wäre es doch, wenn der Schuldige einer Aussicht genießen sollte, die uns unschuldigen Zuschauern verborgen bleibt.

12.

Sie sezte halbnakkend über das hohe Bauchgebürge

Schinks Abdera 2 T. p. 319.

Barbiez del. P. Bamberg sc.

# Von der Erde.

Der Planet den wir bewohnen, ist, der Größe nach, der dritte in unserm Sonnensysteme, und schon vor Jahrtausenden hatte der menschliche Forschungsgeist den Muth, den körperlichen Umfang desselben auszumessen. Die ersten Versuche dieser Art machte, in alten Zeiten und unter den Weltvölkern, vermuthlich schon der Grieche Anaximander, der vor 2300 Jahren lebte. Zuverlässiger aber thaten es Eratosthen fast 600 Jahre vor Christo, der zwischen Syene und Alexandrien $7\frac{1}{5}$ Grad maß, und Hipparch, Eratosthens Verbesserer, 160 Jahr vor Christo. Hierauf beschäftigte sich Posidon, 80 Jahre vor Christo, in dieser Absicht, und er maß zwischen Rhodus und Alexandrien $7\frac{1}{2}$ Grad. Sowohl von

diesem als von Marin aus Tyrus nahm Pto⸗lomäus, im zweyten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, sein Maß von der Größe un⸗serer Erde an. Im Mittelalter maßen die Araber, zu Anfang des neunten Jahrhunderts auf Mamuns Befehl, zwey Grade in der Ebene Sindschar (oder Fingar) längs den Küsten des rothen Meeres. In neuern Zeiten war Fernel der erste, der 1550, und zwar in Frankreich, eine Gradmessung unternahm. Ihm folgte 1617 Snellius in Holland: Nor⸗wood 1635 zwischen London und York, und endlich der Jesuit Riccioli nebst seinem Mit⸗bruder Grimaldi 1645 in Italien. Die Größe eines Grades, nach der Angabe eines jeden dieser Erdmesser, erhellt aus folgender Tafel:

| | |
|---|---|
| 1) Anaximander ⸗ | 1111 ägyptische Stadien. |
| Eratosthen ⸗ ⸗ | 714 kleine griechische ⸗ |
| Hipparch ⸗ ⸗ ⸗ | 750 ⸗ ⸗ ⸗ |
| Posidon, Marin, Ptolomäus | 500 irrige olymp. Stadien |

| | | |
|---|---|---|
| Mamun | = = | 47188 Toisen. |
| Fernel | = | 56746 = |
| Snellius | = = | 55021 = |
| Norwood | = = | 57424 = |
| Riccioli | = = | 62900 = |

Der Vorläufer der genauern Erdmesser war der französische Akademist Picard, der im Jahr 1669, durch Messungen am Himmel und auf der Erde, den Grad zwischen Paris und Amiens 57057 Toisen groß fand, der 100 Jahre hernach, nemlich 1756, 17 Toisen größer gefunden wurde. Picard und Richer bemerkten auch bereits die Ungleichheit der Schwingungen des Uhrpendels in verschiedenen Erdstrichen, und faßten seit 1671 die ersten Zweifel über die Kugelründung der Erde. Man stritt sich nun, ob die Erdkugel, nach den Polen zu, plattgedruckt oder verlängert wäre. Zur Entscheidung des Streits schlug la Condamine 1733 der Akademie zu Paris eine Gradmessung in der Gegend des Aequators, und 2 Jahre hernach, Maupertuis noch eine

in Lappland am Polkreise vor. Ludwig XV schickte hierauf zwey Gesellschaften von Größenkundigen ab; eine 1735 nach Peru, und die andere 1736 nach Torneä in Lappland. Die Messungen entschieden den Streit für Huygens und Newton, die sich aus philosophischen Gründen für die plattgedrückte Afterkugel erklärt hatten. Hierauf wurden noch hin und wieder verschiedene Grade gemessen, und aus allen diesen Messungen erhellte zuletzt, daß kein Breitengrad dem andern gleich sey; doch scheinen sie, wie man glaubt, überhaupt zu beweisen, daß der Erdboden die Figur einer plattgedrückten Afterkugel habe.

| | Durchmesser der | |
|---|---|---|
| | Erdaxe. | Aequators. |
| nach Maupertuis | 6525600 | 6562480 |
| nach Bouguer | 6525377 | 6562026 |
| nach de la Lande | 6525376 | 6562024 |

Demohngeachtet kann man, ohne einen merklichen Fehler zu begehen, die Erde als eine vollkommne Kugel betrachten. Gewöhn-

lich rechnet man 15 geographische oder sogenannte deutsche Meilen auf einen Grad des größten Kreises der Erdkugel; folglich beträgt ihr ganzer Umkreis 15mal 360, oder 5400, und der Durchmesser beynahe 1720 solcher Meilen. Dieses macht für die ganze Erdfläche 9,288,000 gevierte Meilen. Nach Struyks Bestimmung nimmt das Wasser $\frac{2}{3}$ der Erdfläche ein, und nur $\frac{1}{4}$ derselben besteht in bekannten Ländern. Also blieben für das feste und bewohnbare Land 3,096,000, und für die bekannten Länder 2,322,000 geographische Quadratmeilen übrig; ein kleiner Rest vom Ganzen, der gleichwohl einem jeden von den tausend Millionen Erdbewohnern ein Eigenthum von 2 Quadratmeilen auf der Erde verstatten würde, wenn es möglich und gut für die Menschen wäre, daß jeder von ihnen, wie weiland jeder Spartaner, gleich viel Land besäße.

Der Größe nach sollen sich die vier ältern Erdtheile (denn Australien ist seinem Umfange

nach noch nicht bekannt) nach Struyk gegen einander verhalten wie 1, 4, 5, 7, das ist, Europa wie 1, Afrika wie 4, Asien wie 5 und Amerika wie 7. Tempelmann aber giebt in englischen Quadratmeilen folgende, ziemlich verschiedene, Verhältnisse an:

| | | |
|---|---|---|
| I. Europa | 2749349 = 171834 | geogr. □M. |
| II. Afrika | 8506208 = 531638 | = |
| III. Asien | 10257487 = 641092 | = |
| IV. Nordam. | 3699082 = 231192 | = |
| V. Südamer. | 15454675 = 340917 | = |
| Sum̃a d. 4 Erdth. | 40666901 = 1916376 | |

Folgende Tafel liefert uns eine Klassifikation der bekannten Länder auf unserer Halbkugel nach ihrer Größe. Sie ist größtentheils aus Tempelmanns Angaben in englischen Quadratmeilen genommen, und nach geographischen Quadratmeilen berechnet. Die ihnen zuweilen beygefügten, und in Klammern eingeschlossenen Abweichungen sind aus Büschings Erdbeschreibung entlehnt.

### 1. Länder von der ersten Größe.

Alle Länder des russischen Reichs
zusammen : : 201500 □M. (über 300000)
Asiatisches Rußland : 137500 (242400)
Sibirien allein : : (240000)
Alle Länder des sinesischen Reichs
zusammen : : : 109312. $\frac{1}{2}$

### 2. Länder von der zweyten Größe.

Länder des Grosmoguls 69750
Sina an sich : : 69062
Europäisches Rußland 64471
Asiatische Tartarey : 58643
Kalmucken : : : 53125
Alle persische Länder : 50000

### 3. Länder von der dritten Größe.

Ganz Arabien : : 45218 (55000)
Sogenannte sinesische Tartarey : : : : 40250
Asiatische Türkey : : 31919
Große Bucharey : : 21240

4. Länder von der vierten Größe.

| | |
|---|---|
| Tibet : : : | 16903 |
| Afrikanische Türkey : | 14818 |
| Ascham, Ava, Pegu und Arakan : : : | 14375 |
| Schweden : : : | 14294 (12800) |
| Insel Borneo : : | 14250 |
| Polen vor der Zerglieder. | 13875 (13400) |
| Europäische Türkey nebst der Krim : : , | 13265 (10544) |

5. Länder von der fünften Größe.

| | |
|---|---|
| Natolien : : : | 12187 (ungef. 12000) |
| Deutschl. nebst Böhmen, Schlesien u. Preußen | 11792 |
| Deutschland ohne Schlesien und Preußen : : | (11378) |
| Europäische Türkey ohne die Krim : : : | 10890 |
| Siam : : : : | 10625 |
| Kleine Bucharey : : | 10500 |
| Insel Madagaskar : | 10500 |

| | |
|---|---|
| Alle dänische Länder in Europa : : : | 10188 (6275) |
| Spanien mit den Inseln | 9390 (8500) |
| Spanien ohne die Inseln | 9263 |

6. Länder von der sechsten Größe.

| | |
|---|---|
| Algier : : : : | 8975 |
| Alle Länder des Hauses Oesterreich : : : : | (8800) |
| Aegypten : : : | 8793 |
| Frankreich : : : | 8677 (10000) |
| Japan : : : : | 8625 |
| Insel Sumatra : : | 8062 |
| Fetz und Marocko : : | 7425 |
| Großbritann. mit Ireland u. den kleinern Inseln | 6600 (6040) |
| Tafilet : : : : | 6287 |
| Norwegen : : : | 6241 (5250) |
| Armenien : : : | 5031 |

7. Länder von der siebenten Größe.

| | |
|---|---|
| England und Schottland | 4827 (4016) |
| Italien mit den Zugehörungen in Dalmatien : | 4723 (2625) |

| | |
|---|---|
| Ungarn mit den Zugehörungen : : : | 4720 (4760) |
| Tripolis : : : | 4687 |
| Insel Celebes : : | 4275 |
| Barka : : : : | 4150 |
| Cochinchina : : : | 3869 |
| Camboya : : : | 3762 |
| Laos : : : : | 3712 |
| Insel Manilla : : | 3656 |
| * Turkomannien oder Armenien : | 4337 |
| Tunis : : : : | 3400 |
| Griechenland mit Macedonien und allen Inseln des Archipelagus : | 3384 |
| Erak oder Chaldäa und Babylonien : : | 3150 |
| England : : : | 3090 (2916) |
| Malaka : : : : | 3000 |

8. Länder von der achten Größe.

| | |
|---|---|
| Portugal : : : | 2990 (1845) |

Alle preußische Länder zu-
sammen ; ; ; (2940)

Insel Island ; ; 2875

Insel Mindanao ; ; 2450

Insel Java ; ; ; 2390

Krim mit Budschak ; 2375

9. Länder von der neunten Größe.

Griechenland ohne Mace-
donien und Inseln ; 1851

Neapolis und Sicilien zu-
sammen ; ; ; ; (1836)

Syrien ; ; ; ; 1812

Schottland ; ; ; 1737 (1600)

Insel Zeilon ; ; ; 1733

Al Dschesira oder Mesopo-
tamien ; ; ; 1725

Ireland ; ; ; ; 1716 (1250)

Moldau ; ; ; ; 1625

Georgien ; ; ; 1600

* Iran od. (vormal.
persisches) Armenien 1594

Rumuli od. Thracien, nebst
Bulgar. u. Beßarabien 1562

10. Länder von der zehnten Größe.

| | |
|---|---|
| Kurdistan od. Assyrien ; | 1494 |
| Peträisches Arabien ; | 1469 |
| Rumuli od. Thracien an sich | (ungef. 1350) |
| Liefland ; ; ; ; | 1345 |
| Sämmtliche Niederlande | (1300) |
| Mingrelien ; ; ; | 1282 |
| Napoli an sich ; ; ; | (1260) |
| Alle Länder des Königs von Sardinien ; ; | (1242) |
| Ganz Preußen, östlich und westlich ; ; ; ; | (1213) |
| Macedonien an sich ; ; | 1186 |
| Aderbitschan ; ; ; | 1175 |
| Chusistan ; ; ; ; | 1150 |
| Insel Formosa ; ; ; | 1060 |

11. Länder der eilften Größe.

| | |
|---|---|
| Dänemark an sich ; ; | 901 (850) |

| | |
|---|---|
| Die Niederlande ohne die französischen | 810 |
| Helvetien | 805 (1096) |
| Venedig ohne die Inseln | (800) |
| Kirchenstaat | (800) |
| Königreich Preußen (Ostpreußen an sich) | (729) |
| Wallachey | 656 |
| Ganz Schlesien | (650) |
| Insel Sicilien | 587 (576) |
| Palästina an sich | (540) |

12. Länder der zwölften Größe.

| | |
|---|---|
| Epir | 497 |
| Asiatische Inseln im Mittelmeere | 493 |
| Poln. Preußen (Westpr.) | (484) |
| Vereinigte Niederlande | 471 |
| Morea oder Peloponnes | 451 |
| Toskana | (44[illegible]) |
| Insel Sardinien | 412 |
| Albanien | 398 |
| Insel Cypern | 393 |

| | | |
|---|---|---|
| Griech. Inseln im Archipel. | 346 | |
| Thessalien = = = = | 290 | |
| Kurland = = = = | 275 | |
| Phönicien an sich = = | (250 oder 280) | |
| Achaja = = = = = | 214 | |
| Attika = = = = = | | (213) |
| Elsaß = = = = = | | (203) |
| Insel Korsika = = = | 157 | (200) |
| Inseln Mallorka, Minorka und Iviza = = = | 127 | |
| Genua = = = = = | | (90) |
| Modena = = = = = | | (90) |
| Parma und Piacenza = | | (30) |
| Insel Rhodus = = = | 30 | |

## Statistische Rechenkunst.

Die hier in zwölf Klassen aufgestellten Länder stehen, in Ansehung ihrer Volksmenge, in einem sehr verschiedenen Verhältnisse. Nur sehr wenige derselben haben in der That so viel Einwohner, als sie ernähren können. Ue=

berhaupt rechnet man für den ganzen Erdboden ungefähr 1080 Millionen Menschen. Von diesen enthält

| | | |
|---|---|---|
| Asien | : : | 650 Mill. |
| Afrika | : : | 150 : |
| Amerika | : : | 150 : |
| Europa | : : | 130 : |

Doch diese Angaben gründen sich fast bloß auf Vermuthungen. Nur von unserm Welttheile haben wir einige zuverlässige Nachrichten, nach welchen die Volksmenge der verschiedenen Landstriche Europens folgende ist.

| | | |
|---|---|---|
| Deutschland | : : | 28,000,000 |
| Frankreich | : : | 23,000,000 |
| Europ. Rußland | : | 16,000,000 |
| Italien | : : : : | 18,000,000 |
| Spanien | : : : | 10,000,000 |
| Polen | : : : | 9,000,000 |
| Großbritannien | : | 8,000,000 |
| Europäische Türkey | : | 8,000,000 |
| Hungarn | : : : | 4,800,000 |
| Schweden | : : : | 2,800,000 |

| | |
|---|---|
| Portugal . . . . | 2,200,000 |
| Gallizien und Ludomirien | 2,200,000 |
| Vereinigte Niederlande . | 2,000,000 |
| Helvetien . . . . | 1,850,000 |
| Dänemark . . . | 1,800,000 |
| Preußen . . . . | 1,200,000 |
| | 138,950,000 |

Europa hat demnach beynahe 139 Millionen Einwohner.

Einer der allervolkreichsten Landstriche desselben ist unstreitig Deutschland. Beynahe ein Drittel aller seiner Einwohner gehorcht dem österreichischen Scepter. Es enthält nähmlich nach Herrn Schlözer,

| | |
|---|---|
| Oesterreich . . . . | 4,300,000 |
| Böhmen und Mähren . | 4,600,000 |
| | 8,900,000 |

Herr Büsching zweifelt aber, und das mit Recht, an der Richtigkeit dieser Angaben. Etwas zuverläßiger hat man sie von den

preußischen Staaten in Deutschland. Man rechnet nähmlich in

| | | |
|---|---|---|
| Schlesien | : : : | 1,400,000 |
| Kurmark | : : : : | 660,000 |
| Pommern | : : : : | 405,000 |
| Magdeburg | : : : | 234,000 |
| Neumark | : : : : | 280,000 |
| Mark und Ravensberg | : | 178,000 |
| Minden | : : : : | 164,000 |
| Ostfriesland | : : : | 103,000 |
| Halberstadt | : : : | 100,300 |
| | | 3,524,300 |

Also hat der preußische Monarch über viertehalb Millionen Unterthanen in Deutschland; ungefähr den achten Theil aller Einwohner desselben.

Von den übrigen deutschen Staaten wissen wir etwa folgendes:

| | | |
|---|---|---|
| Kursachsen | : : | 1,700,000 |
| Bayern | : : : | 1,500,000 |
| Kurbraunschweig | : | 750,000 |

| | |
|---|---|
| Würtemberg : : | 600,000 |
| Kurmaynz : : | 318,000 |
| Hessenkassel : : | 300,000 |
| Gotha und Altenburg : | 178,000 |
| Braunschweig=Wolffenbüttel | 166,000 |
| Osnabrück : : : | 116,000 |
| Oldenburg und Delmenhorst | 80,000 |
| | 5,696,000 |

Die östreichischen, die preußischen und die zuletzt besonders angezeigten Staaten, enthalten demnach zusammen über achtzehn Millionen Einwohner. Für die übrigen, zum Theil noch ziemlich großen und volkreichen Landstriche, von deren Volksmenge nichts bekannt ist, bleiben also noch zehn Millionen übrig.

Nächst Deutschland gehört Italien unter die volkreichsten Länder in Europa. Es sind, sichern Nachrichten aus Italien zufolge, die uns kürzlich mitgetheilt worden, in

| | |
|---|---|
| Beyden Sicilien : , | 6,045,908 |

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Sardinien | = | = | = | | 3,284,491 |
| Venedig | = | = | = | = | 2,480,000 |
| Kirchenstaat | = | = | = | | 2,500,000 |
| Oesterreichischen Staaten | | | | | 2,118,007 |
| Genua | = | = | = | = | 480,596 |
| Modena | = | = | = | = | 420,000 |
| Lucca | = | = | = | = | 120,000 |
| Parma | = | = | = | = | 300,000 |
| Mantua | = | = | = | = | 170,000 |
| Corsika | = | = | = | = | 120,000 |
| Maltha | = | = | = | = | 100,000 |
| | | | | | 18,039,002 |

Die Einkünfte eines Staats stehen mit der Größe und der Volksmenge desselben in keinem bestimmten Verhältnisse. Hier wirken verschiedene zufällige Ursachen, vermöge welcher ein kleiner Staat oft weit mehr als ein großer einbringt. Das wenige, was von den jährlichen Einkünften der vornehmsten Mächte Europens bekannt ist, besteht ohngefähr in folgendem:

| | | |
|---|---|---|
| Frankreich : : | 90,000,000 | Thaler. |
| Oestreich : : : | 60,000,000 | : |
| Großbritannien : | 60,000,000 | : |
| Spanien : : | 40,000,000 | : |
| Rußland : : : | 32,000,000 | : |
| Das oschmann. Reich | 30,000,000 | : |
| Preußen : : : | 20,000,000 | : |
| Portugal : : | 15,000,000 | : |
| Beyde Sicilien : | 13,000,000 | : |
| Vereinigte Niederlande | 12,000,000 | : |
| Schweden : : | 11,000,000 | : |
| Venedig : : : | 8,000,000 | : |
| Dänemark : : | 6,000,000 | : |
| Kursachsen : : | 6,000,000 | : |
| Bayern und Pfalz : | 6,000,000 | : |
| Sardinien : : | 6,000,000 | : |
| Papst : : : | 3,000,000 | - |
| Kurbraunschweig : | 3,000,000 | : |
| Würtemberg : : | 2,000,000 | : |
| Bayreuth und Anspach | 1,500,000 | : |
| Hessenkassel : : | 1,200,000 | : |
| Kurmaynz : : | 800,000 | : |

| | | |
|---|---|---|
| Anhalt ; ; ; | 600,000 | Thaler |
| Mecklenburg ; ; | 500,000 | ; |

In Ansehung der Kriegsmacht der vornehmsten Beherrscher Europens möchte ohngefähr folgendes noch das wahrscheinlichste seyn.

| | | |
|---|---|---|
| Rußland ; ; ; | 300,000 | Mann |
| Oestreich ; ; ; | 200,000 | ; |
| Preußen ; ; ; | 179,000 | ; |
| Frankreich ; ; ; | 160,000 | ; |
| Dschm. Reich ; ; ; | 150,000 | ; |
| Spanien ; ; ; | 150,000 | ; |
| Großbritannien ; ; | 70,000 | ; |
| Dänemark ; ; ; | 59,000 | ; |
| Schweden ; ; ; | 46,000 | ; |
| Beide Sicilien ; ; | 40,000 | ; |
| Vereinigte Niederlande | 40,000 | ; |
| Sardinien ; ; ; | 38,000 | ; |
| Portugal ; ; ; | 24,000 | ; |
| Kursachsen ; ; ; | 23,000 | ; |
| Kurbraunschweig ; ; | 21,000 | ; |

Also giebt es 1 Million und 410tausend Soldaten in Europa, und noch ist die Macht Po=

lens, ingleichen der übrigen deutschen und italiänischen Staaten nicht in Anschlag gebracht. Wir wollen dafür dasjenige abrechnen, was wir bey Rußland und dem oschmannischen Reiche, in Ansehung der aus Asien herrührenden Kriegsmacht, zu viel angesetzt haben, und wir könnten den Mächten Europens immer auf anderthalb Millionen Soldaten beylegen. Der neunzigste unter allen seinen Einwohnern wäre demnach allemahl ein Soldat.

Man rechnet in Deutschland 80000 Dörfer, 2186 Städte, 1812 Marktflecken, ohne die Schlösser, Klöster und Rittersitze.

---

## Physikalische Merkwürdigkeiten.

### Vom Fluge der Vögel.

Man kann ohne Fehler annehmen, daß im Durchschnitt ein Vogel nicht leicht unter 800, und oft 1000mahl schwerer sey, als der Theil

Luft, welcher eben so viel Raum einnimmt, als er; und doch schwebt diese Last mit der größten Sicherheit, und schießt mit unglaublicher Behendigkeit hin und her. Der Vogel springt anfangs in die Höhe, damit er sich die Schwingen nicht an der Erde zerschlage; dann schläget er schnell und heftig mit seinen Flügeln, damit er die Luft in so weit verdichtet, als es nöthig ist, um ihn zu heben. Dieses Heben wird erleichtert, wenn sich der Vogel gegen den Wind emporschwingt, welches er immer gern zu bewerkstelligen sucht. Steil kann kein Vogel auffliegen. Nur der Rabe pflegt solches einige Fuß hoch zu bewerkstelligen, wenn er sich bereits in die Luft geschwungen hat. Der Vogel schwingt sich, wenn er mit seinen Flügeln auf und niederschlägt; damit er nun beym Aufheben nicht eben so tief wieder sinke, als er sich beym Niederschlagen derselben gehoben hat, so zieht er beym Aufschlagen die Federn dergestalt zusammen, daß ihre Fläche nur ein Drittel weniger be-

trägt, als beym Niederschlagen. Ein Vogel mit steifgebundenen Füßen kann sich beynahe gar nicht heben; seine Füße müssen frey seyn, und er schnellt sich erwähntermaßen erstlich mit denselben in die Höhe, damit er zur Schwingung seiner Flügel Raum bekomme; alsdann sind die ersten Schläge sehr weit ausgeholt und schnell; hat er aber durch seinen Zug die Luft um sich her verdichtet, dann fliegt er mit viel größerer Bequemlichkeit. Das Wenden ohne Schwung wird dadurch möglich gemacht, daß der Vogel mit einem Fittig stärker schlägt als mit dem andern. Hierin ist der Kiebitz Meister. Zum Schweben sind den Vögeln besonders große Flügel dienlich; aber ohne alle Schwingung des Flügels läßt sich doch solches nicht lange unterhalten. Kein Vogel kann im Schweben stille stehn, und wenn das bey starkem Winde manchmahl so scheint, so kommt es daher, weil der Vogel eben so weit vom Winde rückwärts geführet wird, als er ihm entgegen schwebt. Der reyirende

Vogel spannt seine Flügel weit von sich aus, er hebt sodann einen Flügel allmählig höher als den andern; dadurch wird er im Kreis herumgetrieben: aber auch schwingend kann er im Kreis herumschweifen, wenn er mit seinem Schwanze gehörig steuert, wie solches die Tauben und Raben thun. Die Zugvögel fliegen abwechselnd durch Schwingen und Schweben: im ersten Fall geschieht der Zug in gerader Bahn; bloß bey Aenderung des Anführers, oder beym Niederlassen reviren sie. Wenn der Vogel sich einige Zeit an einem Orte in der Luft verweilen will, so muß seine Flügelfläche mit der horizontalen Lage einen Winkel von 45 Grad annehmen. Diese Bewegung kann kein Vogel lange aushalten: er muß schnell flattern, und noch die Krümmung seines Schwanzes und Halses zu Hülfe nehmen. Wenn endlich der Vogel schießt, so zieht er plötzlich seine Flügel zusammen, und in demselben Augenblick peitscht er die Luft so heftig damit, daß sich die Schwingfedern bis über die Hälfte

krümmen; dadurch wird denn der Vogel fortgeschnellt, wie der Pfeil vom Bogen. Hiervon muß man das Herabstürzen noch unterscheiden; bey demselben werden die Flügel so zusammengeschlagen, daß die Luft den Vogel nicht mehr tragen kann. Man kann nicht sagen, daß der Schwanz dem Vogel zu seinem Fluge schlechterdings unentbehrlich sey. Bey den Schwimmvögeln ist er ganz unbedeutend. Einigen, z. E. dem Pfau, der Henne, dem Fasan, dem Birkhahn, ist er sogar hinderlich im Fluge. Bey vielen dient er jedoch zur Richtung des Flugs. Es giebt vier Sorten von Schwänzen, die nach ihrer Figur auch verschieden wirken. Einige endigen sich mit einem geraden Schnitte, andre sind abgerundet, andre sind nach der Mitte hin ausgeschnitten, und noch andre sind an beyden Enden mit Ruderfedern versehen. Alle vertreten beym Fluge die Stelle eines Ruders, welches der Vogel bald zusammenzieht, bald ausbreitet, bald auf- bald niederschlägt, bald schräg rechts,

bald schräg links wendet, je nachdem es die Aenderung des Flügels erfordert. Zuweilen bedienen sich die Vögel ihrer Schwänze, um ihre schnelle Bewegung zu mäßigen, und sich im Schusse aufzuhalten; alsdann breiten sie dieses Ruder aus, lassen es stark niederhängen, und bedienen sich dessen statt eines Ankers, welches man bemerket, wenn der Vogel sich setzen will. Die verschiedene Richtung des steuernden Schwanzes macht auch, daß sich der Vogel mittelst desselben in der Luft dergestalt drehen kann, daß ein Flügel hoch und der andre niedrig zu stehen kommt. Vögel, deren Schwanz zum Steuer nicht lang genug ist, wie z. E. bey den Stelzenläufern, strecken die Füße hinter sich hinaus, und schränken die Krallen in einander; auf solche Art machen sie ein Pendul, mit welchem sie sich hin und her, auf und nieder schleudern. Ein fliegender Vogel hat den Mittelpunkt der Schwere jederzeit in der Mitte zwischen bey-

den Flügeln, ein gehender aber zwischen den Füßen: folglich ist dieser Mittelpunkt beweglich, welches auch die Natur der Sache nothwendig erfordert. Die Anlage zu dieser Verrückung des Mittelpunkts ihrer Schwere findet sich in den äußern Gliedmaßen, die sie bald ausstrecken, bald einziehn. Einigen Vögeln ist ein langer Hals verliehen worden; diesen tragen sie beym Gehen hoch, beym Fluge aber strecken sie ihn vor sich weg. Andere tragen den Hals gekrümmt wenn sie fliegen, und ziehen die Füße bald mehr, bald weniger nach sich. Die mehresten Raubvögel haben kurze Hälse, können also ihren Schwerpunkt nicht sehr verrücken, sind deswegen auch zum Herumlaufen nicht geschickt; sitzen sie, so sitzen sie steil aufgerichtet; gehen sie, so stolpern sie. Insgemein hält man den Adler für den Meister im Fliegen, und in der That fliegt er mit mehrerem Anstande, kühner und höher, als alle übrige Vögel; allein in der Geschwindigkeit alle nur mögliche Schwenkungen her-

vorzubringen, übertrifft ihn die Schwalbe weit. Man würde demjenigen den Preis in der Mechanik zuerkennen, der im Stande wäre, den Flug einer Schwalbe in allen seinen Mannigfaltigkeiten zu entziffern. Der Weyh und viele vom Falkengeschlechte durchschneiden sanft die Lüfte, ohne daß sie die Flügel zu bewegen scheinen. Die meisten der Elsterartigen fliegen schnell, mit häufiger Bewegung der Flügel; die Hühnerartigen ebenfalls stark und schnell, aber nicht lange, wegen des Körpers Schwere. Das Taubengeschlecht ist besonders geschwind. Viele der größern Wasservögel mit getheilten Zehen haben einen langsamen schlaffen Flug, die mehresten der kleinen aber fliegen schnell und mit ausgestreckten Füßen, dahingegen Wasserhühner und Wachtelkönige ihre Füße im Fluge herabhängen lassen. Seehähne und Taucherhühner fliegen mit ihren hintern Theilen unterwärts, weil ihre Flügel vorwärts stehen. Die Mee-

ven fliegen seegelnd, und wilde Gänse nie ohne Ordnung, so wenig wie die Kraniche.

---

# Naturgeschichte.

## Die Rose.

Die Rose, das Bild der Schönheit und des Lenzes, von deren Liebschaft mit der Nachtigall die Poesien der Morgenländer so voll sind, hat so viele Arten, daß es schwer wird, diese zu bestimmen, und sie wieder von ihren Spielarten gehörig abzusondern. Die Veränderung, welche die Stöcke, sowohl in der Wildniß nach dem verschiedenen Standorte, als auch in den Gärten durch die Wartung leiden, erschweren die Bestimmung ungemein. Die Stacheln sind noch eins von den allgemeinen Kennzeichen, die zwar größer oder kleiner, stärker oder zärter, häufiger oder weniger sind, aber bey keiner Art gänzlich man-

geln. Bey der Alpenrose sind sie noch am wenigsten merklich. Auch die Blätter sind bey allen Arten zusammengesetzt und gefiedert, und bestehen aus 3, 5 oder 7, mehrentheils eyförmigen, zugespitzten, am Rande ausgezahnten Blättchen, und sind am Stiele mit einem kleinen, zweyfach getheilten, Blattansatze umgeben. Auch der Kelch der Rose ist ganz besonders beschaffen. Linné theilt die Rosen in zwey Ordnungen, erstens mit kugelrunden, und zweytens mit eyförmigen oder länglichen Früchten. Dieser Naturforscher, und die Herren du Roi, Münchhausen und Haller geben über 26 Rosenarten an, als da sind: die gemeine Heckenrose; weiße Rose; Essig-Rose; Centifolien-Rose; Alpen-Rose; Asiatische Rose; Amerikanische Rose; Bisam-Rose; Niederländische Rose; Moos-Rose; Damascener-Rose; Eglanter-Rose; gelbe einfache Rose; Türkische Rose; Frauen-Rose; große Ha-

genbutten-Rose; May-Rose; Immergrünende Rose; niedrige Pimpinellblättrige Rose; Carolinische Sumpf-Rose; Acker-Rose; Wuchernde Rose; Sinesische Rose; Provinz-Rose; Sammt-Rose; Virginische Dolden-Rose; Zucker-Rose ꝛc. Alle Sorten von Rosen kommen in Ansehung der Vermehrung und Wartung fast mit einander überein; man kann die meisten aus Samen erziehen, nur die Moosrose verblüht, ohne Frucht zurückzulassen. Ein aus Samen erzogener Strauch braucht mehrere Jahre, ehe er seine Blüthe zeiget; am leichtesten geschieht die Vermehrung durch die Schößlinge der Wurzel, oder durch das Ablegen, oder auch oculiren; doch sollen die oculirten Stämme zärtlicher seyn, und nicht lange dauern; die beste Zeit zum oculiren ist der Junius, nur muß dabei der oculirte Stock keine Schößlinge treiben. Will man verschiedene Sorten auf Einem Stamm oculiren, so muß

man solche wählen, die einerley Trieb haben. Die Mayrose und einige andere Sorten blühen zeitiger als im Junius; die rothgefüllten Sorten, welche man gemeiniglich Centifolien zu nennen pflegt, können durch Wartung zur Beschleunigung der Blüthe gebracht werden, so daß sie im März oder April schon völlig geöffnete Bluhmen tragen. Man hebt dazu jährlich im März und April junge und neue Ausläufer aus, und pflanzt sie in Töpfe. Man verkürzt sie um die Hälfte, stellt sie den Sommer über an einen sonnenreichen Ort, und wartet sie mit Jäten und Begießen. Um Martini setzt man die Töpfe in ein luftiges Gemach, und um die Mitte des Decembers in Keller, oder an einen andern vorm Froste sichern Ort. So oft die Erde trocken ist, wird sie mäßig angefeuchtet. Im Februar bringt man die Stöcke in eine warme Stube oder ins Glashaus, und entfernt sie des Nachts vom Fenster. Man begießt sie, wenn sie abtrocknen, mit laulichem, aber nicht warmen

Wasser. Wenn das Laub ausschlägt, und die Bluhmenknospen hervorbrechen, thut man die Stöcke in eine ungeheizte Stube, deren Fenster nach Mittag gerichtet sind, um die Sonne den fernern Wachsthum vollenden zu lassen. Nie muß man sie aber der freyen Luft bloß stellen. So wie man einen Rosenstock zum früher Blühen nöthigen kann, so kann man ihn auch zum später Blühen vermögen, wenn man den Topf in Schatten setzt, oder ihn ausgräbt und verpflanzt, ehe die Knospen ausbrechen, oder im Frühjahr und Herbst ihn so beschneidet, daß er fast keine Knospen behält, sondern erst neue treiben muß. Die Bluhmen und Früchte der Rosen von der wohlriechenden Art wirken auf die Nerven, deren Kräfte sie erhalten und stärken. Die weißen Rosen riechen gemeiniglich stärker als die rothen, daher man auch diese vorzüglich zu Stärkung der Nerven zu wählen, und zu dem Ende davon ein abgezogenes Wasser und Oel zu verfertigen pflegt. Ein Pfund Rosen-

blätter giebt 3 Gran Oel, und die Unze dieses wahren Rosenöls kostet gegen funfzig Thaler, ist aber auch das angenehmste von allen Oelen. Man bereitet auch Rosenpommade, Rosenhonig, Rosentinktur, Rosenconserve, Rosensyrup, Rosenessig in den Apotheken. Der letztere wird bey Ohnmachten gebraucht, so wie das Rosenwasser vor Augenentzündungen vortrefflich ist. Die Früchte macht man mit Zucker ein, wozu die große Hagenbutten-Rose sich am besten schickt. In alten Zeiten wurde Rosenwurzel wider den tollen Hundebiß angepriesen. Die Kamtschadalen pflegen die Wurzel und Stengel von den wilden Rosen klein zu zerschneiden, mit Wasser abzukochen, und statt des grünen Thees zu trinken, dem sie auch an Geschmack sehr gleich kommen sollen. Der sogenannte Rosenschwamm, der vom Stiche einer Gallenfliege an den zarten weichen Spitzen der Blüthenzweige entsteht, galt in ältern Zeiten für ein berühmtes Mittel wider die Zauberey. Die alten Weiber

pflegten solchen den Kindern unter den Kopf zu legen, oder sie davon trinken zu lassen, um den Schlaf zu befördern. Noch jetzt schreiben ihm einige eine zertheilende Kraft bey Kröpfen zu.

---

## Kenntniß einiger Waaren.

### Fächer.

Ein allgemein bekanntes, unentbehrliches Stück des Frauenzimmerputzes. Die Fächer mittlerer Güte haben den stärksten Abgang, weil es keine theure Waare ist, und selten heut zu Tage in Städten ein Frauenzimmer angetroffen wird, das sich nicht eines Fächers bedienen sollte. Deswegen hat diese Art der Fächer den stärksten Abgang. Gemeiniglich haben sie einen Silbergrund, in dem feine ächte Silberblätter aufgetragen werden, worauf man alsdann mahlet, oder ausgeschnittene

Bilder aufklebt, oder sie auch figürlich durchbricht. Die mit einem goldnen Grunde werden nicht so häufig gemacht, weil das feine Gold zu kostbar, das falsche aber zu schlecht ist. Auch macht man in neuern Zeiten Fächer von grün oder grau gefärbtem und geglänztem Papier. Endlich wird eine Art Fächer verfertigt, deren Grund von Goldstaub oder falschem Silber, französisch pluies, und die geringste Gattung ist. In Paris und andern großen Städten Frankreichs wird ein starker Handel und Verkehr mit Fächern getrieben, und man macht in Paris Fächer von 15 Deniers, bis zu 30 und 40 Carolinen, wovon die schlechtesten und mittelmäßigen in Paketen zu einem Groß oder 12 Dutzenden, die feinen und schönen aber stückweise verkauft werden. Es kommen aber, dem allen ohngeachtet, doch sehr viele fremde Fächer nach Frankreich, besonders englische Fächer, welche denen aus Sina vollkommen gleich sind. Die englischen Fächer haben nähmlich einen schönen Lack,

und die übrigen, so man daselbst kauft, sind wegen ihrer schönen Fasson schätzbar. Ehedem waren die Deutschen genöthigt, von den Franzosen alle Fächer kommen zu lassen, allein jetzt werden auch in Deutschland, z. B. in Berlin, viele Fächer, und gut verfertigt. Die feinen ausländischen behalten freylich immer den Vorzug bey den deutschen vornehmen Damen. Die Fächer sind von verschiedner Größe, und, wie jedes Stück des Putzes, den Veränderungen der Mode unterworfen, die sich, zumahl in Frankreich, immer von der Geschichte des Augenblicks oder des Tags datirt. Welche Verschiedenheit von Fächern, z. B. allein in einem der vergangenen Jahre, von den allumettes de la reine an, bis zu denen à la Marlborough, au ballon, à l'oncle envolé u. s. w.

## Filzhüte.

Die Hüte, die Tracht, wodurch sich die meisten europäischen Völker von den übrigen Nationen der Erde unterscheiden, und deren

Erfindung und erster Gebrauch den Franzosen zugeschrieben wird, zeichnen sich durch die verschiedenen Arten ihrer Güte und Feinheit aus. Man hat: 1. grobe, mittel- und feine Wollhüte, wozu bis 26 Loth zweyschurige Sommerwolle und einige Loth kurze Lämmerwolle genommen werden. Die feinsten sind die sogenannten Kernhüte, welche aus der Schafwolle am Halse verfertigt, und mit Kameelhaar überzogen werden. 2. Mittelfeine oder sogenannte Buß-Hüte, von ohngefähr 26 Loth. Sie enthalten größtentheils feine englische Lämmerwolle, wozu etwa der siebente Theil dänische Wolle beygemischt, und das Ganze mit Kameelhaar überzogen wird. Zuweilen setzt man etwas Hasen- oder Kaninchen-Haare hinzu, welches etwa ein Viertel des Ganzen beträgt. Von diesen sind 3. die Bauchhärnen Hüte, welche auch ordinaire Hüte genannt werden, wenig unterschieden. Das meiste ist Hasenhaar, mit einem Zusatz von Kameel- und Ziegenhaar; doch werden

hierzu nur die schlechtesten, nähmlich Bauch- und Seitenhaare genommen. 4. Rückenhärnene Hüte, bestehen aus ein paar Loth Rückenhaar vom Biber, die übrigen sind theils Kamehl- theils Kaninchenhaare. 5. Viertel-Castorhüte. Man macht sie entweder ganz von Hasenhaar, oder setzt zu diesem ¼ Kamehlhaar oder Vigognewolle hinzu, jederzeit aber werden sie mit 4 bis 6 Loth Biberhaar überzogen. 6. Halbe Castorhüte, wozu 6 bis 8 Loth Biber-, ohngefähr 4 Loth Kaninchen- und Hasenhaar, und ein paar Loth Vigognewolle genommen wird. 7. Dreyviertel-Castorhüte, man nimmt hierzu einen Theil Haare von englischen Kaninchen, selten von Hasen, und ⅔ Biberhaare. Von letztern nimmt man die eine Hälfte zum Grunde, und die andre zum Ueberzuge. 8. Ganze Castorhüte, welche bloß von Biberhaaren, und zwey Theilen gebeitzten, und einem Theile ungebeitzten Haars, bestehen. Aus Frankreich werden nach Spanien,

für die Kolonien, viele biberhärene Hüte weiß geschickt. 9. Seidene Hüte, die man vor einigen Jahren in Frankreich zu machen angefangen hat, und jetzt auch in Berlin verfertigt; man nimmt dazu zwey Drittel oder die Hälfte gebeitztes Hasenhaar, und ein Drittel oder die Hälfte Seide, von den Stuhlabgängen der Seidenweber. Dieses sind die Hauptgattungen der Hüte; jede hat aber wieder besondre Untergattungen, nachdem die Hüte feiner und besser, gröber und schlechter werden sollen, und man in dieser Absicht die Materien wählet und mischet. In Frankreich werden die schönsten wollenen Hüte in Dauphiné, und in der Gegend von Grenoble gemacht, die feinsten Hüte aber verfertigt man in Paris, Marseille, Lyon, und Rouen. In Berlin werden Hüte, von 10 guten Groschen, bis 8 Thaler das Stück, gemacht. In Böhmen ist eine sehr ansehnliche Hutmanufactur. Man behauptet, daß durch den Schleichhandel viele ungefärbte Hüte aus

Böhmen nach England gehn; daselbst gefärbt und alsdenn für englische verkauft werden. In Sachsen, Cassel, Neuwied, ꝛc. werden ebenfalls gute Hüte verfertigt. In den englischen Hutmanufacturen findet man Hüte von 1 Penny, bis zu 1 Guinee das Stück. Die feinsten und besten, aus bloßem Biberhaar, kosten an 2 Guineen: sie müssen aber, wie in andern Ländern, ausdrücklich bestellt werden. Die mittlere Sorte der englischen Hüte besteht aus Kaninchenhaar, welches sehr gute, schöne und dauerhafte Hüte giebt. Die schlechteste Sorte besteht aus spanischer und englischer Wolle, und wird meistens nur von Matrosen getragen, denn man giebt in London selbst den Lakeyen keine schlechtern Hüte, als von 5 bis 6 Gulden das Stück. Der größte Absatz der englischen Hüte wird in Deutschland, Rußland, Spanien, Portugal und Westindien gemacht. Der jetzige berühmteste Hutmacher in London ist ein Deutscher, und heißt Wagner. Englische Hutmacher er-

werben sich dadurch Ruf, daß sie in ihren Schildern sich für Lehrlinge dieses Wagners ausgeben.

## Englische Damen = Strohhüte.

Von den hübschen italienischen Bauermädchen im florentinischen Gebiet, werden die vielen Hüte von Reisstroh verfertigt, welche die schönen Engländerinnen so gern tragen, und hingegen verfertigt man in England die Hüte für die Kardinäle. An sich ist dieser Huttausch recht artig, ob er schon an Zahl sehr ungleich ist, denn es gehen 30,000 Stück jährlich nach Großbritannien, und gewiß nicht soviel Dutzend Hüte nach Rom. Dieses Königreich hat aber auch mehr niedliche Gesichter vor der Sonnenhitze zu bewahren, als Rom jährlich Kardinäle zu schaffen.

## Spanische Röhre.

Die sogenannten spanischen Röhre wachsen eigentlich in Ostindien, von da sie mit

den ostindischen Schiffen in großer Menge nach Europa geführt werden. Man pflanzt auch welche in Italien, in den feuchten Weinbergen; sie sind aber nicht so gut. Die Spanier brachten sie zuerst aus Indien, und daher haben sie vermuthlich den Nahmen behalten. Ein gutes Rohr muß äußerlich einen schönen feinen Glanz haben, im Biegen geschmeidig, schön rund, nicht eckig, auch nicht lackiret seyn, und sich von oben an bis zur Spitze genau schließen. Der Farbe nach sind die Röhre bald brauner, bald lichter, ins Gelbe fallender Farbe.

---

## Corallen-Fischerey und Manufaktur zu Marseille.

Niemand zweifelt heutzutage mehr daran, daß die rothe Coralle (Isis nobilis), die in Absicht der Figur die größte Aehnlichkeit mit den entblätterten Aesten des Schlehenbaums hat,

zu den sogenannten Thierpflanzen (Zoophyta), oder wie man sie jetzt besser nennt, Pflanzenthieren (Phytozoa) gehöre. Herr Peyssonel, Arzt und Naturforscher in Marseille, entdeckte im Jahr 1725 (wiewohl schon vor ihm Imperati und Geßner die thierische Struktur derselben bemerkt haben), daß sowohl die von Andr. Cäsalpinus aufgeführte Corallenmilch, als auch die nachher vom Grafen Marsigli beschriebenen und abgebildeten Corallen-Blüthen nichts anders wären, als wahre Insekten, so wie die Seeschwämme und Madreporen, die er mit dem Nahmen der Corallenpolypen (orties corallines) bezeichnete.

Schon die flüchtigste Betrachtung der rohen Corallenzinken ist hinreichend zu bemerken, daß sie aus einer weichen Rinde (Schale) oder dem äußern Ueberzug, und der innern harten Substanz oder Kern zusammengesetzt sind. Die Rinde selbst ist rauh, ungleich und immer blasser gefärbt, als die

innere harte Substanz, der sie zum nothwendigen Ueberzug dient. Denn wenn auf irgend eine Art etwas von der Rinde verloren geht, so wissen sich kleine Würmer sogleich an der Stelle einen Eingang zu verschaffen; sie durchbohren nähmlich die harte marmorartige Substanz, und erweichen sie durch unzählige kleine Oeffnungen, so daß sie zu allem ferneren Gebrauch durchaus verdorben sind, ausgenommen zum Aufstellen in Cabinetten.

Die Härte des Kerns (der innren Substanz), die der des festesten Marmors nichts nachgiebt, entsteht nicht, wie Dioscorides und Plinius glaubten, von Berührung der äußern Luft, nachdem sie aus dem Meere gefischt worden Ihre gewöhnliche Farbe ist roth, weiß und nach einigen auch schwarz. Hier handeln wir vorzüglich von der rothen, wo wir, dieser Einschränkung ungeachtet, fast unendliche Mannigfaltigkeiten und Uebergänge antreffen, und die uns in Absicht ihrer Verarbeitung und des wichtigen Handlungs-

artikels, den sie ausmachen, besonders interessiren.

Mit Hülfe der Vergrößerungsgläser bemerkt man an frischen, eben aus dem Meere gekommenen Corallen sowohl das Thier selbst, als auch die cylindrischen, ihm zur Nahrung und Wachsthum dienenden Gefäße. Das erste stellt sich dem Auge am Ende des Corallen-Zinken unter der Gestalt eines Tropfens Milch dar, (daher auch die Corallenmilch) und kann durch starkes Zusammendrücken des untern Theils der Rinde gezwungen werden, mehr zum Vorschein zu kommen, und sich zu verlängern. — Genaue, mit vieler Sorgfalt über diese Polypen und ihre Verschiedenheiten angestellten Versuche, finden unsere Leser, deren Neugierde in Absicht der natürlichen Geschichte dieses in aller Rücksicht merkwürdigen Geschöpfs noch nicht genug befriedigt ist, beym Donati della storia naturale marina dell' Adriatico. In Venezia 1750. 4to, wovon ein deutscher Auszug zu Halle 1753. 4. erschienen ist.

Vorzüglich häufig werden die Corallen gefunden im mittelländischen Meere, und zwar besonders in der Nachbarschaft der Inseln Corsica und Mallorca, an der Küste von Catalonien, Provence (um Cassis, ein kleines, 2 Meilen von Marseille entferntes Städtchen) und Languedoc; vorzüglich auch an der Küste von Africa (barbarischen Küste), oder bestimmter an der Küste von Tunis und Algier; und diese haben sowohl wegen ihrer Größe als der Schönheit ihrer Farbe, vor allen den Vorzug, werden auch deswegen heutzutage vorzüglich da gefischt. Ehedem fischte man auch welche im persischen Meerbusen, im rothen und sicilianischen Meere. Angemerkt zu werden verdient es, daß im Weltmeere keine gefunden werden; denn diejenige, woraus im stillen Meere ganze Inseln bestehen, und zuweilen von einer erstaunlichen Höhe sind, gehören nicht hieher, denn die rothe Coralle, von der wir hier allein reden, wächst selten

über

über einen Pariser Fuß hoch, und zwar nach Marsigli's Bericht, abwärts mit der Basis oben, so daß sie mehr hängen als stehen, wodurch die Fischerey derselben nicht wenig erleichtert wird. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Fischerey zeugt auch hier von der Thätigkeit des Handlungsgeistes der Einwohner von Marseille. Seit langen Zeiten nähmlich ist Frankreich, mit Ausschliessung aller andern Nationen, im Besitz eines wichtigen Handlungsplatzes im Königreich Algier; man findet ihn auf der Charte unter dem Namen Bastion de France, oder nach andern la Calle. Diese wichtige Acquisition fällt noch unter die Regierung Heinrichs IV. Unter den Artikeln von Wolle, Thierhäuten, Getreide, Corallen u. s. w., die sie daher ziehen, sind die letztern, wie die Folge zeigen soll, nichts weniger als unbeträchtlich. Es vereinigten sich daher bald mehrere der dortigen Kaufleute unter dem Nahmen einer Africanischen Handlungscom-

pagnie, mit dem besondern Augenmerk, die Corallenfischerey recht mit Ernst zu treiben. Sie rüsteten in der Absicht gegen 40 kleine Fahrzeuge (Corallines ou radeaux) aus, jedes zu sieben Personen, den Patron mit eingeschlossen. Diese Fahrzeuge fischten jährlich gegen 180 Kisten rohe Corallen aller Art und von verschiedener Güte, und brachten also, die Kiste nur zu 1500 Livres angeschlagen, alle Jahre nicht weniger als 270,000 Livres ein. Rechnet man den dritten Theil für Kosten und den Arbeitslohn, so bleiben doch noch immer 180,000 Livres reiner Gewinn. Allein, sobald zu Anfang dieses Jahrhunderts die ostindische Handlungsgesellschaft sich mit dieser vereinigte, so gerieth der so blühende und vortheilhafte Corallenhandel auf einmahl in Abnahme. Wir lassen die Ursache davon an ihren Ort gestellt seyn; genug, es wurden jetzt nur 26 bis 27 Corallinen unterhalten, und die zu Verarbeitung dieser Waare gebrauchten Personen verloren sich nach und

nach aus Marseille. Es blieben ohngefähr 3 bis 4 zurück, aber auch diese konnten aus Mangel an rohen Corallen kaum ihren Lebensunterhalt damit gewinnen. Denn die obenerwähnte vereinigte Handlungscompagnie errichtete ihre Magazine für diesen Artikel in Genua, und das gab ohne Zweifel Gelegenheit, daß sich nachher der ganze Corallenhandel nach Livorno zog, wo einige vor kurzem noch berühmte Manufacturen für ihre Verarbeitung errichtet wurden, doch so, daß in der beträchtlichsten von ihnen, die nach Volkmanns Bericht einer jüdischen Familie Attia zugehörte, nicht über 30 Personen arbeiteten. Ganz neuerlich nur stieg bey verschiednen Kaufleuten zu Marseille das Verlangen wieder auf, einen alten und so einträglichen Handlungszweig wieder an sich zu ziehen. Sie errichteten unter dem Schutz des Königs vor 4 Jahren (1781) eine neue africanische Handlungscompagnie, die jetzt (1785) aus einem Prä-

sidenten, sechs Directoren, vier Abgeordneten vom Handlungscollegium zu Marseille und dessen Archivarius besteht; und jetzt werden die Geschäfte mit einem Eifer und einer Lebhaftigkeit getrieben, die wenig ihres gleichen hat. Es sind nähmlich gegen 80 von obenerwähnten Fahrzeugen mit der Corallenfischerey das ganze Jahr hindurch beschäftigt; doch ist die Zeit von Anfang des Aprils bis zu Ende des Julius die ergiebigste. Die an Corallen vorzüglich reiche Gegend ist der District an der Küste des Königreichs Algier von Cap-Roux bis Bougie.

Das Verfahren bey dieser Fischerey ist einzig in seiner Art, und verdient deswegen wohl hier ein kleines Detail. Es werden nähmlich zuerst zwey viereckigte, an den Enden etwas zugespitzte, und sechs bis sieben Fuß lange Balken, übers Kreuz gelegt, aneinander befestigt. Hierauf wird durch eine in ihre Mitte angehängte große eiserne Canonenkugel, oder ein ihre Stelle ersetzendes Stück

Bley, das zum Untersincken auf den Grund des Meeres nöthige Gewicht gegeben. Alsdann umwickelt man die Balken mit lose zusammengedrehten, die Dicke eines Daumens habenden Hanfseilen um und um, und befestigt ausserdem noch an ihre Enden einen großen netzartigen Beutel. Sobald man sich nun dieser Maschine durch zwey starke, gehörig angebrachte Taue versichert hat, werden sie an den beyden Enden des Fahrzeugs befestigt, und langsam dem Strohm des Meeres übergeben. Bald sinkt sie auf diese Weise in den Abgrund hin, stößt auf die daselbst hervorragenden Felsenstücken, und der lose Hanf verwickelt sich in und um die auf oben beschriebene Art liegenden Corallenäste. Wenn nun die Fischer glauben, daß das geschehen ist, so ziehen fünf oder sechs von ihnen die Maschine herauf, und die übrigen sind beschäftigt, die Corallenzinken aus den losen Hanfstricken herauszuwickeln, und die in die beutelartigen Netze gefallnen aufzunehmen.

Die Maschine wird nun zum neuen Fang wieder ins Meer gesenkt. — Die Ausbeute kömmt in Kisten wohl eingepackt nach Marseille in die königl. Corallenmanufactur; denn ob sie gleich das Eigenthum verschiedener Privatpersonen ist, so steht doch dieser Nahme mit großen goldnen Buchstaben über dem Eingang. Die Eigenthümer sind zum Theil Männer, die viele Kenntnisse in der Naturgeschichte haben; sie wußten bald eine Menge tüchtiger Arbeiter zusammen zu bringen, und nahmen zugleich einige geschickte Juwelierer an.

Das erste, was nun mit den eben angekommenen rohen Corallen vorgenommen wird, ist, daß man die besten, größten und vielleicht etwas besonders enthaltende Zinken aussucht, sie gehörig reinigt, polirt, mit niedlichen Piedestalen versieht, und sie so zur Zierde dieses oder jenes Naturaliencabinets vorbereitet.

Ganz vorzüglich geschieht das, wenn ihnen statt eines Stück Felsens allenfalls eine

Meerschnecke, Muschel, Seeschwamm, Seemoos (Corallenmoos) zur Basis diente, oder ihre regelmäßig geordnete Aeste der Form eines ausgebreiteten Fächers sich nähern.

Mit diesen werden zugleich die tauglichen Stücke zur Verfertigung von Schmucknadeln für den Haarputz, von kleinen Tassen für Sorbet, oder Hefte für Stilette, Messer, kleine Stockknöpfe, Uhrberloquen u. s. w. ausgelesen und bey Seite gelegt.

Alle übrige kleinere, von Würmern nicht durchlöcherte, gesunde Aeste werden, vermittelst einer besondern Art Scheere oder eigentlicher Zange, unter großem Geräusch in Stücke geschnitten, die nach ihrer verschiedenen Dicke und Größe abermahls ausgesucht, und von einander abgesondert werden.

Die Bestimmung dieser klein geschnittenen Corallenstücke ist sehr mannigfaltig. Einige werden nähmlich bloß geschliffen, polirt, und so unter dem Nahmen Corallenfrag-

niente gelassen; diese haben die größte Aehnlichkeit mit dem in Stücken gebrochenen Siegellack. Andere hingegen werden in vortreffliche rothe Perlen verwandelt, und zwar so, daß sie entweder wie Diamanten (à facettes) geschnitten, oder ganz glattrund, oder auch länglich ausfallen. Und das alles geschieht auf Schleifsteinen, die mit der Hand gedrehet werden.

Nachdem sie die bestimmte Form erhalten haben, so werden sie mit ungemeiner Fertigkeit, vermittelst spitzer Nadeln von wohlgehärtetem Stahl, durchbohrt. (In dem zum Bohren bestimmten Saale sah ich bloß Frauenspersonen an der Arbeit.) Die länglichen auf gut ausgeglüheten Drath aufzureihen, damit sind wieder andere Arbeiter beschäftigt, so wie diese aufgereiheten Schnüre von andern mit vieler Geschwindigkeit über eine eiserne, mit nassem Sande bedeckte Platte hin- und hergezogen werden, die runden aber ihre Form und Politur auf Schleifstei-

nen einer weichern Art, die mit Rinnen von besonderer Größe dazu versehen sind, erhalten. Bey allen diesen Arbeiten wird nichts als gemeines Wasser angewendet.

Die so abgerundeten und polirten Perlen werden nun erstlich nach ihrer Größe von einander abgesondert: zu dem Ende sind eine Menge verschiedener runder, hölzerner Näpfe, fast siebartig, unter die weiblichen Arbeiter eines andern Saales ausgetheilt, worinnen die runden Perlen hin- und hergeschüttelt werden, bis durch die im Boden nach bestimten Maßen befindlichen Oeffnungen, die kleinern durchfallen, und die größern zurückbleiben. Alle diese werden nun auch zweytens, in Absicht der Güte und Reinigkeit, (die Corallenperlen dürfen keine Spur von Wurmfraß oder andern fremden Flecken haben) von andern Frauenspersonen ausgelesen, und endlich nach der Farbe sortirt. Hier versicherte man mir, sollen 200 verschiedene Nüancen in roth vorkommen. Von 14 der Farbe nach

verschiedenen Hauptsorten, sind folgende die Nahmen aus einer ehmaligen Manufactur zu Livorno: Blutschaum; Blutrose; erstes Blut; zweytes Blut; drittes Blut; blaß gefärbte Maulbeer; dunkel gefärbte Maulbeer; ganz schwarzroth; sehr fein; überfein; karfunkel; Probierstein; superfeinste; aller allerfeinste. Sie werden endlich in Schnüre auf blauen Fäden aufgereihet, erhalten zum leztenmahl eine Art Politur, dazu, wie mir dünckt, eine sehr kleine Quantität Oel gebraucht wurde, und werden, nachdem sie an beyden Enden mit einer Schleife von blauseidenem Bande gebunden worden, gewogen, mit Nummern und Zeichen, die Bezug auf die Preise haben, versehen, und in das für den fertigen Vorrath bestimmte Zimmer gebracht.

Außer diesen dreyerley verschiedenen rothen Perlen von aller Größe, (die größten wie eine spanische Kirsche,) sah ich hier noch sehr schöne, in Gold gefaßte Ohrengehänge (à la

Mirza), das Paar zu einem neuen Louisd'or, niedliche Westenknöpfe (breast nipple) und andere längliche, theils ganz gerade (und ungleich theurer), theils krumme Corallenstücke, die in Silber gefaßt, als Spielzeug junger Kinder, zur Zeit des Zahnens, bekannt genug sind. Der ganze jetzige Vorrath von Corallenwaaren wurde gegen eine Million Livres geschätzt. Man zeigte mir noch einen sehr schönen Halsschmuck, der aus einer einzigen Schnur von großen hellrothen Corallen bestand, und dessen gesetzter Preis 3400 Livres war. Im vorigen Jahr verkaufte die Manufactur an einen chinesischen Mandarin einen Corallendiamanten von ganz vorzüglicher Größe und Schönheit für 80,000 Livres.

Sonst werden die Corallenperlen nach dem Gewicht verkauft; von 4 = 500 Livres das Pfund, bis fast zu allen Preisen. Sie machen bey weitem den beträchtlichsten Artikel des Corallenhandels aus. Der gewöhnliche Preis einer guten Corallenschnur um

den Hals, wo die Perlen von mittlerer Größe sind, ist zwischen 4 = 5 neuen Louisd'ors. Auch muß ich noch anmerken, daß das Corallengewicht um 15 pr. Ct. geringer ist, als das Nürnberger, daß nähmlich 115 Pfund Corallen nur 100 Pfund Nürnberger thun.

Die Zahl der im Manufacturhaus beschäftigten Arbeiter wurde mir (1785) auf 320 angegeben; gewiß mehr als die Hälfte waren Frauenspersonen von allem Alter, und Kinder. Außer diesen sind noch gegen 100 Arbeiter in einem von der Manufaktur zu Marseille abhängenden ähnlichen Hause zu Cassis, dem obenerwähnten kleinen Städtchen, auf gleiche Weise beschäftigt.

Das was sie mit Arbeiten verdienen, richtet sich durchaus nach ihren Fähigkeiten und Fleiß, und muß daher, wie leicht zu erachten, sehr verschieden seyn. Einige gewinnen 50 Sols des Tages; andere bringen es bis zu 6 Livres; die mehresten aber halten sich in der Mitte zwischen beiden. Der jährliche

Gehalt des jetzigen ersten Arbeiters (foreman) der Manufactur, beläuft sich auf 18,000 Livres. Er ist ein Franzose von Geburt, aber viele Jahre lang an der Spitze der Manufactur zu Livorno gewesen. Bey der neuen Einrichtung vor 4 Jahren zog man ihn hieher, und mehrere andere gemeine Arbeiter kamen zugleich mit ihm.

Die runden Corallenperlen werden vorzüglich nach dem Orient und beyden Indien geschickt; so wie die länglichen mehr in Afrika und die größten überhaupt im Orient, vorzüglich auch in Constantinopel als Schmuck des Turbans sehr geschätzt sind.

Diejenigen Bewohner des glücklichen Arabiens, die sich zur mahomedanischen Religion bekennen, brauchen die Corallenschnüre, die Zahl ihrer Gebete zu bestimmen; und nach den Zeugnissen mehrerer Reisenden wird kein Todter ohne einen solchen Rosenkranz zur Erde bestattet.

Die Japaneser halten die Corallen ebenfalls ungemein hoch, ja weit höher als Diamanten. Sie erhalten sie aber bereits verarbeitet aus Europa. Auch nach St. Petersburg und Moskau werden welche verlangt.

Einige Nationen geben den blaßrothen, andere den dunkelrothen den Vorzug. Ich hatte mehrmahls Gelegenheit, ächt griechische Schönheiten mit blaßrothem Corallenschmuck, und Mohrinnen mit dunkelrothen Corallenschnüren um den Hals und Armen zu sehen, aber doch will ich nicht geradezu entscheiden, welchen von beyden der Corallenputz zur größeren Schönheit gereichte.

Ob ehemahliges Vorurthel wegen gewisser (angedichteter) Wirkungen der rothen Corallen unsere europäischen Damen jetzt noch abhalten sollte, sie statt Halsschmuck, Ohrengehänge, Armbänder u. s. w. zu tragen? Es scheint wenigstens am Ende unsers aufgeklärten Jahrhunderts nicht wahrscheinlich. Vielleicht sehen wir es wohl gar bald allgemeine

Mode, zumahl da die Perlen bereits in Paris anfangen, ein altmodischer Putz zu werden.

Die Heilkräfte der Corallen wurden ehedem für sehr groß gehalten; das bezeugen die zahllosen Bereitungen, mit denen die Apothekerbücher, vorzüglich des vorigen und der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angefüllt sind. Man suchte sie durch Cohobiren, Destilliren, Sublimiren, Solviren, Präcipitiren ꝛc. in der Form von Saft, von Magisterium, von Quinteßenz, von Geist, von Tinctur ꝛc., als so viele zuverlässige Mittel gegen alle Krankheiten, ja gegen den Tod selbst aufzustellen; vorzüglich ist die Zahl der Tincturen beynahe Legion. Es giebt deren so viele, als Aerzte nach Paracelsus bis zur Mitte dieses Jahrhunderts mit dem schönklingenden Titel Iatrochemici gelebt haben. Ihre Wunderkräfte sind nun vergessen; höchstens daß man sie noch zu Zahnpulvern mischt, wo sie bloß auf mechanische Art, wie jedes andere erdigte Mittel auch, zu wirken scheinen. Ob ihre schöne rothe Farbe

nicht in Färbereyen genutzt werden könne? darüber verlohnte es sich wohl der Mühe, daß geschickte Scheidekünstler Versuche anstellten.

Vermittelst dieser Corallenperlen und Corallenfragmente, die auf der Küste von Guinea, an den Ufern des Senegal u. s. w. vor dem Gold bey weitem den Vorzug haben, wird ein großer Theil des Negerhandels getrieben. Für die unwiderstehlichen Reize einer Corallenschnur verkaufen Mütter ihre Töchter; — Väter übergeben ihre Söhne einer ewigen Sclaverey für eine gewisse Zahl dieser Corallenperlen.

Einige Engländer, die lange in Jamaica gewesen waren, und mit denen ich von ohngefähr in der Manufactur zusammentraf, konnten mir den hohen Werth nicht genug beschreiben, den ihre dortigen Negerbedienten auf Corallenschmuck legten, und mit was für Mühe sie sich ihn zu verschaffen trachteten.

# Der menschliche Leib.

## Wachsthum.

Die kleinste Gestalt, unter welcher die geübtesten Augen der Beobachter die menschliche Frucht erblickt haben, ist ein eyrundes Bläschen, welches sich nach und nach entwickelt. Sieben Tage hernach kann man schon mit bloßen Augen die erste Anlage zu einem Menschen erkennen. Diese Anlage sieht jedoch nicht anders als eine durchsichtige Gallerte aus, welche schon einige Festigkeit hat, und in welcher man den Kopf und den Rumpf unterscheiden kann.

Nach vierzehn Tagen fängt man an, den Kopf deutlicher zu bemerken, und die stärksten Züge des Gesichts zu erkennen. Die Nase ist noch nichts weiter als ein hervorragendes Fäserchen, welches senkrecht auf einer Linie

steht, welche die von einander gesonderten Lippen bezeichnet. Man sieht an der Stelle der Augen zwey schwarze Punkte, und wo die Ohren sich bilden sollen, zwey kleine Löcherchen. Zu beyden Seiten des obern Theils des Rumpfs sind kleine Hervorragungen, welche der erste Aufriß zu Armen und Beinen sind.

Nach Verlauf von drey Wochen hat der Leib etwas zugenommen. Die Arme und Beine, die Hände und Füße sind merklich geworden. Das Wachsthum der Arme ist schneller, als der Beine.

Wenn die Frucht einen Monat alt ist, so ist sie schon länger. Die menschliche Gestalt ist nicht mehr zweydeutig, alle Theile des Gesichts sind kenntlich.

Nach sechs Wochen ist die Frucht noch länger, die menschliche Gestalt fängt an vollkommen zu werden.

Nach zwey Monaten ist die Frucht noch länger, und noch mehr nach drey Monaten

sie hat auch an Gewicht merklich zugenommen. Nach vier und einem halben Monat erscheinen auch die Nägel an den Fingern und Zehen.

So nimmt das Kind immer zu, bis in dem neunten Monat, ohne daß man jedoch das Maaß der Theile bestimmen kann.

Die Zeit, in welcher es sich zu bewegen anfängt, ist ungewiß. Gemeiniglich geschieht es gegen die Mitte der Schwangerschaft, und am meisten zwischen der neunzehnten und zwanzigsten Woche, von der Geburt zu rechnen.

Das Kind kömmt gewöhnlichermaßen nach dem 274sten Tage zur Welt. Diese Zeit ist jedoch sehr oft viel kürzer; und Kinder von 182 Tagen werden für ehelichgebohrne gehalten. Sie ist aber auch öfters viel länger. In den Gerichtshöfen fehlt es nicht an Beyspielen von solchen, welche in dem zwölften, und sogar in dem vierzehnten Monat für ehelichgebohrne sind erklärt worden.

## Verhältniß.

Man theilt die Höhe des Körpers gemeiniglich in zehn gleiche Theile ein, welche die Bildhauer Gesichtslängen nennen, weil das Gesicht des Menschen, das erste Maß gewesen ist, dessen man sich in Ausmessung desselben bedienet hat.

Bey denjenigen, die sehr hoch gewachsen sind, findet sich noch eine halbe Gesichtslänge mehr in demjenigen Theile des Körpers, der zwischen den Brüsten und dem Becken ist, als bey andern Menschen. Von diesem Theile also, den einer oder der andere mehr hat, hängt die ansehnliche Größe eines Menschen ab. In diesem Falle fällt der Ort, wo der Stamm des Körpers sich in zwey Theile theilt, nicht in die Mitte der Höhe des Körpers, sondern ein wenig unter dieselbe.

Wenn man die Aerme so ausstreckt, daß beyde in einer geraden und horizontalen Linie sich befinden, so ist die Weite zwischen den

äußersten Spitzen des Mittelfingers an beyden Händen der ganzen Höhe des Körpers gleich.

## Unterschied des Verhältnisses bey dem männlichen und weiblichen Geschlechte.

Nicht nur sind die Weiber, im ganzen genommen, kleiner als die Männer, sondern sie haben auch den Kopf kleiner, den Hals länger, die Schultern und die Brust mehr gedrängt, die Brüste und den Unterleib etwas niedriger, so daß jene um eine halbe Nasenlänge weniger von dem Nabel entfernt sind, als bey Mannspersonen; die Hüfte breiter, die Aerme und Beine stärker, die Hände schmäler, die Dickbeine kürzer, den Bauch größer, die Füße schmäler. Ihre Muskeln sind weniger sichtbar, ihr Umriß ist daher gleicher und in einander fließender, und ihre Bewegungen sind sanfter.

Wenn man diesen Unterschied etwas genauer angeben will, so bedienen sich die Mah-

ler einer Abtheilung des Kopfes in vier Theile, davon jeder wieder in zwölf Theile getheilt ist, welche man Minuten nennt.

## Höhe.

Die größte Höhe eines Kindes, das zu rechter Zeit zur Welt kömmt, ist 1 Fuß und 11 Zoll rheinisch, und die kleinste ist von 1 Fuß 6 Zoll.

Die Höhe der Erwachsenen ist sehr verschieden. Der ansehnliche Wuchs bey Männern ist zwischen 5 Fuß und 4 bis 5 Zoll, und zwischen 5 Fuß und 8 oder 9 Zoll. Die mittlere Größe ist von 5 Fuß oder 5 Fuß 1 Zoll, bis 5 Fuß 4 Zoll, und die geringste ist unter 5 Fuß.

Der Mensch ist kleiner des Abends als des Morgens. Man konnte niemahls wahrnehmen, daß man den Tag hindurch dasjenige, was man einmahl an der Höhe verloren hatte, weder durch die Ruhe noch durch

den Gebrauch kalter Bäder hätte wieder herstellen können.

## Gewicht.

Die größte Schwere eines Kindes, das zu rechter Zeit zur Welt kommt, geht selten über acht Pfund, und die geringste ist wenig unter fünf.

Die Schwere des Menschen ist nicht weniger veränderlich als seine Höhe. Menschen, die sich wohl befinden, und ein ordentliches Leben führen, werden alle Monate um ein oder zwey Pfunde schwerer, welche sie aber auch wieder verlieren, und am Ende des Monats aufs neue zu ihrer natürlichen Schwere gelangen.

Im Sommer wiegt ein gesunder Körper gegen 3 Pfund weniger, als im Winter. Das Gewicht des Körpers steigt mit dem Anfange des Herbstes, und fällt mit dem Anfange des Sommers.

# Haare.

Der Mensch bringt gemeiniglich Haare mit auf die Welt. Diejenigen, welche blond werden sollen, haben blaue; die rothen, brennend gelbe; und die braunen, blaßgelbe Augen.

Die Farbe der Haare bey Erwachsenen ist mannigfaltig. Man unterscheidet vier Hauptfarben, die blonde, die braune, die schwarze, die rothe, davon aber jede wieder verschiedene Abweichungen hat. Das goldgelbe blonde wird dem milchblonden vorgezogen; das aschfarbige blonde hingegen wird für das schönste gehalten. Das eigentliche braune, das hellbraune und das dunkelbraune giebt die gemeinste Farbe der Haare. Unter dem schwarzen ist das glänzendschwarze dasjenige, welches man ohne Puder tragen kann; aber man bekömmt es selten zu sehen. Das rothe geht durch vielerley Abstiche von dem goldgelben bis zu dem brennrothen. Der euro-

päische

päische Geschmack will sich nicht an diese Farbe gewöhnen. In andern Ländern gehört sie unter die Schönheiten.

Die Haare an den Schläfen werden zuerst grau: hernach die an dem Haupte, an den Augenbraunen, an den Augenwimpern, an dem Barte. Die krausen Haare werden später grau als die platten.

Es giebt sehr verschiedene Gattungen grauer Haare. Diejenigen, welche man mohrengrau nennt, sind vorher glänzendschwarz gewesen. Die schmutziggrauen finden sich an braunen Personen. Das weiße Haar auf gelbem Grunde ist die Farbe blondgewesener Haare.

Unter den durch Alter weißgewordenen Haaren werden die achatweißen für die schönsten gehalten. Gemeiniglich bekommen sie diejenigen Personen, deren Haare am allerschwärzesten gewesen sind.

Das perlenweiße ist die Farbe der kastanienbraunen Haare. Das milchweiße kommt

von blonden oder rothen. Die, welche blond gewesen sind, haben keine so guten Eigenschaften als die rothen. Diese sind stark, gleich, beständig fein an der Spitze, und von Natur zum kräuseln geschickt.

Zwischen blonden und andern Personen ist dieser Unterschied, daß je älter jene werden, je dunkler ihre Haare werden: dahingegen bey den andern die Haare immer stärker und höher an Farbe werden, je mehr sie mit den Jahren grau werden. Jedoch geschieht dieses Zunehmen nur bis gegen das sechzigste Jahr: weiterhin haben die Haare nicht mehr die nähmliche Nahrung, sie werden daher trocken und wergigt.

Die Haare der Weiber, welche auf dem Lande leben, halten sich länger, als der Weiber, welche in der Stadt wohnen.

Das Kahlwerden ist dem männlichen Geschlechte eigen: die Natur hat das weibliche von diesem Uebelstande freygemacht, wofern äußerliche Zufälle die Haare nicht ausfallen machen.

# Zähne.

Der Mensch hat gemeiniglich 32 Zähne. Der Schneidezähne sind acht an der Zahl, davon vorne in jedem Kinnbacken vier oben und vier unten stehen. Sie kommen nicht eher, als im siebenten Monat zum Vorschein, und zuweilen erst gegen das Ende des ersten Jahres.

Die vier Augenzähne brechen in dem neunten oder zehnten Monate hervor.

Gegen das Ende des ersten, oder den Anfang des zweyten Jahres erscheinen sechzehn andere. Man nennt sie Backenzähne. Die Augenzähne stehen an den Schneidezähnen, und die Backenzähne an den Augenzähnen.

Die zwey Schneidezähne, die Augenzähne und die vier ersten Backenzähne fallen von dem fünften bis auf das achte Jahr wieder aus: sie werden aber durch neue ersetzt, davon einige zuweilen erst in dem mannbaren Alter erscheinen.

Es giebt noch vier Zähne, welche zu beyden Enden der Backenzähne stehen. Viele Personen haben sie gar nicht. Sie kommen überhaupt spät zum Vorschein; nie eher, als mit dem mannbaren Alter, und oft sehr viel später. Man nennt sie Weisheitszähne.

## Augen.

Die gewöhnlichsten Farben der Augen sind dunkelpomeranzenfarb, gelb, grün, blau, grau und grau mit weiß vermischt. Die blauen und pomeranzengelben trifft man am meisten an. Oefters befinden sich beyde Farben in einem Auge. Die Farbe derjenigen, welche man für schwarze Augen hält, ist nicht anders, als gelbbraun oder dunkelpomeranzenfarb. Die Augen, welche weniger braungelb sind, werden auch unter die schwarzen Augen gerechnet; sie sind aber nicht so schön als die andern, weil die Farbe gegen das Weiße nicht so hoch ausfällt. Es giebt auch gelbe und hellgelbe Augen. Diese fallen gar nicht

schwarz aus, weil dergleichen Farben nicht dunkel genug sind, um sich in Schatten zu verlieren.

Man sieht sehr oft in dem nähmlichen Auge Anstriche von pomeranzenfarb, von gelb, von grau und von blau. Sobald etwas blaues sich darunter befindet, es mag so wenig seyn als es will, so wird diese Farbe die herrschende.

Die schönsten Augen sind diejenigen, welche schwarz oder blau aussehen. Die Lebhaftigkeit und das Feuer, welche die vornehmste und bestimmendeste Eigenschaft der Augen ausmachen, herrschen stärker in den starkgefärbten als in denjenigen Augen, die nur einen leichten Anstrich von Farbe haben. Die schwarzen Augen drücken sich daher stärker und lebhafter aus; aber in den blauen Augen findet sich mehr sanfte Anmuth, und vielleicht ist auch ihr Ausdruck feiner. Es blickt in den ersten ein Feuer, das gleichförmig funkelt, weil der Grund, der uns von einerley Farbe zu seyn scheint, überall Lichtstrahlen zurück-

wirft. In den Lichtstrahlen hingegen, welche die blauen Augen beleben, herrschet eine Mannigfaltigkeit der Veränderungen. Denn da sich in denselben mehrere Anstriche von Farben befinden, so werden auch mehrere Arten von Lichtstrahlen zurückgeworfen.

Es giebt Augen, in welchen man, so zu reden, keine Farbe bemerkt. Sie scheinen ganz anders als andere gebaut zu seyn. Der Regenbogen hat nur einige so schwache Anstriche von blau oder grau, daß dieselben an einigen fast weiß sind: die Schattirung von pomeranzenfarb ist so leicht, daß man sie nur mit Mühe von dem grauen und weißen unterscheidet. Das Schwarze des Sterns nimmt sich in diesem Falle allzusehr aus, weil die Farbe des Regenbogens nicht dunkel genug ist. Man sieht, so zu reden, nichts als den Stern, der mitten im Auge einzeln da steht. Diese Augen sprechen nichts, und ihr Blick fällt steif und todt aus.

Es giebt auch Augen, in welchen der Regenbogen in das grüne fällt. Diese Farbe ist seltener als das blaue, das graue, das gelbe und das braungelbe. Man sieht nicht weniger Leute, deren beyde Augen nicht von einerley Farbe sind. Dieses ist besonders dem Menschen, dem Pferde und dem Hunde eigen.

## Gehirn.

Der Mensch hat mehr Gehirn als alle andere Thiere von gleicher Größe, ja mehr als das Pferd und der Ochs. Ein Mensch, der 100 Pfund wiegt, hat gemeiniglich vier Pfund Gehirn. Ein Ochs von 800 oder 900 Pfund hat nur ein Pfund Gehirn. Der einzige Delphin hat fast so viel Gehirn als der Mensch, nähmlich den fünf und zwanzigsten Theil seines ganzen Gewichts. Die jungen Thiere haben, im Verhältniß mit ihrem ganzen Gewichte, mehr Gehirn als die Thiere, die schon ihr völliges Wachs-

thum erreicht haben. Ein junger Ochs von 200 Pfund hat ein Pfund Gehirn, so wie einer von 800 Pfund.

Man hat angemerkt, daß das Gehirnmark bey blödsinnigen Personen nach ihrem Tode beständig leichter gewesen ist, als bey Leuten, die bey gutem Verstande gestorben sind.

Ein kleines Gehirn ist ein Merkmahl von Dummheit und wildem Wesen.

## Knochen.

Man zählt in dem menschlichen Körper 245 bis 249 Knochen, nähmlich: an der Hirnschale 14, in dem übrigen Kopfe und in dem Halse 46, in dem Rumpfe 67, in den Armen und Händen 62, in den Beinen und Füßen 60. Die Knochen machen den dritten Theil von dem Gewichte des ganzen Körpers aus.

## Wirbelbeine.

An dem Halse sind sieben Wirbelbeine. Es giebt jedoch Menschen, welche deren acht ha-

ben, und bey andern finden sich nur sechs. Wo an dem Halse acht Wirbelbeine sind, da hat der Rücken nur eilf, anstatt zwölf, und eilf, zu jeder Seite. In diesem Falle vermindert die Länge des Halses die Höhlung der Brust, welches macht, daß das Blut durch die Lunge mühsamer sich bewegt, und daher von einigen als eine Gelegenheit zur Auszehrung angesehen wird.

Man giebt vor, daß diejenigen, welche nur sechs Wirbelbeine an dem Halse haben, dem Schlag mehr unterworfen sind, als andere Menschen, weil nach dem Maße, nach welchem sich der Hals in der Länge vermindert, die Weite der Brust sich vergrößert, und folglich auch die Lunge, welches verursachen kann, daß sich viel leichter Stockungen formiren können, die den Lauf des Geblüts an dem Kopf unterbrechen.

Gewöhnlicherweise hat der Mensch zwölf Ribben; aber gleich wie man 13 Wirbelbeine an dem Rücken findet, so findet man auch

13 Ribben. Zuweilen findet man nur 11 auf einer Seite, und 13 auf der andern. Man nennet diese Art Adamiten.

## Muskeln.

Der einfachen Muskeln sind 446. Es sind 40 Paar Nerven, davon 10 aus dem Gehirnmark, und 30 aus dem Rückgradmark entspringen. Die Anzahl der Drüsen scheint unzählbar zu seyn.

## Herz.

Das Herz zieht sich in einer Stunde 4000mahl zusammen. Einige schätzen die Masse des Geblüts auf 15, andere auf 25 Pfund. Sie geht alle Stunden 18mahl durch das Herz des Menschen.

## Puls.

Der Puls einer erwachsenen Person, die gesund ist, schlägt in einer Minute nicht unter 80, noch über 90mahl. Gemeiniglich hat

er 84 Pulsschläge. Bey Kindern schlägt er 115mahl. Der Puls alter Leute schlägt nicht über 70mahl. Die Geschwindigkeit des Blutes ist so groß, daß es in einer Minute wenigstens 125 Fuß durchläuft. In den allerhitzigsten Fiebern schlägt der Puls 134mahl in einer Minute; wenn er wieder auf 90 kömmt, so ist das Fieber vorbey.

## Unmerkliche Ausdünstung.

Nach Dr. Keil, belaufen sich die Ausdünstungen eines Menschen in England auf 89 Unzen innerhalb 24 Stunden.

Sanctorius giebt an, daß von einem Pfunde Speisen, welche ein Mensch zu sich nimmt, $\frac{5}{8}$ durch die unmerkliche Ausdünstung, und $\frac{3}{8}$ durch die andern Wege weggehen.

## Natürliche Wärme des menschlichen Körpers.

Der größte Grad der äußerlichen Wärme des menschlichen Leibes ist 28 und ein halber

bis 29 und ein halber Grad des Reaumur'schen Thermometers. Die Luft, bey welcher man weder Kälte noch Wärme fühlt, ist 15 oder 16 Grade. Die Wärme des Körpers in dem Bette ist gemeiniglich von 22 und einem halben Grade. Es friert einen nicht in einem Zimmer von 12 Graden Wärme; aber von neun bis eilf Graden empfindet man Kälte. Bey fünf Graden werden die Finger steif. Die verschiedenen Theile des Leibes haben verschiedene Grade der Wärme. Die Wärme an dem Unterleibe ist die stärkste: alsdann die von der Brust, unter den Achseln, endlich die von Händen und Füßen. Die Wärme des auf ein Thermometer gelassenen Blutes, wenn es aus der Ader läuft, hat 27 bis 28 Grade. Der Urin, unmittelbar auf das Thermometer gelassen, hat bey einem gesunden Menschen zu allen Zeiten und in jedem Alter fast 29 Grade, so wie die Weibermilch, oder auch die Kuhmilch.

# Kenntniß einiger Waaren.

## Federbluhmen.

Die Verfertigung der Bluhmen aus den Federn der Gänse, Kapaunen und Hühner, welche aber sämmtlich ein dichtes Haar haben müssen, ist eine Beschäftigung der Frauenzimmer, deren Finger hierzu weit geschickter sind, als die Finger der Mannspersonen. Hieher gehören auch die Hutfedern, Federmüffe, Palatine und Federbüsche; zu allen diesen Waaren werden verschiedene Arten von Federn gebraucht; zu den Bluhmen die kleinen Federn von Gänsen, Enten, Hühnern, Kapaunen, zu den Hutfedern und Palatinen aber Reiher- und Straußfedern. Von dem Reiher gebraucht man nicht alle in die Federn, welche sich an dem Kopfe des Männchens befinden, und aus einem Büschel von drey

bläulichen, acht Zoll langen Federn bestehn, die der Vogel in der Mausezeit verliert, sondern auch diejenigen Federn, welche man Kupe der Reiher nennt, und an diesem Vogel hin und wieder zu finden sind. Aus diesen verfertigt man die Spitzen, oder das Herz der Federbüsche, zu dem Kopfputz der Frauenzimmer. Von den Pfauen sind die, über dem Schwanz befindlichen, vorzüglich schönen Federn, ingleichen der Kopfbüschel des Pfaues brauchbar, indem dieser Büschel aus schönen grünlichen und feinen Federn, mit einer niedlichen Schattirung besteht, die eine Art von Bluhmen vorstellen. Unter allen Federn aber sind die Straußfedern die vorzüglichsten, und zu jedem Gebrauche die besten, indem ihre Haare fein, lang und von der Natur gleichsam gekräuselt sind. Sie haben noch überdieß das Ansehen, als ob sie von der Kunst verziert wären. Die Federn vom Hahn sind besser als die von einer Sie, weil solche breiter, dicker und krauser von

Haaren sind, ihre Seide doch fein und weich ist, sie auch weit ordentlicher liegen, als bey den Federn der Sie. Von beyden Geschlechtern sind die Federn in den Flügeln und im Schwanze die theuersten. Sie kommen über Marseille aus der Barbarey, Aegypten, Saide und Aleppo zu uns. Es giebt Personen, welche den Straußfedern, so aus Italien gebracht werden, den Vorzug vor denen geben, welche aus Frankreich kommen. Man nennet sie roh, wenn sie noch nicht zugerichtet sind, und sie kommen in Packen zu 50 Stücken. Man theilet sie in drey Gattungen, die feine, mittlere und schlechte. Die schwarzen Straußfedern, die man zu den Müffen, Palatinen und andern Federbüschen gebraucht, findet man auf dem Rücken des Hahns, und sie haben gemeiniglich ein doppeltes Schwarz, nähmlich ein hohes und lichtes. Die Schwärze der Straußfedern aber mag noch so hoch seyn, so wird sie doch noch durch eine gewisse Beize erhöht, damit sie einen schönen Glanz be-

komme. Die Federn unter dem Bauch sind gemeiniglich gräulich. Die weißen Federn werden gleichfalls durch eine Zurichtung so weiß wie Schnee gemacht, nähmlich durch ein Seifenbad, welches mehr oder weniger stark von Seife seyn muß, nachdem die Federn von Natur dunkel- oder hellgräulich sind. Nach dieser verschiedenen Beschaffenheit müssen sie auch länger oder kürzer in diesem Bade liegen. Uebrigens arbeitet man sich in den Federbluhmmanufacturen, wie in den mehresten, einander in die Hände, so daß jedes Mädchen nur immer einerley macht, als z. B. ein Blatt, den Stengel ꝛc.

## Italienische Bluhmen.

Diese Art der künstlichen Bluhmen wird mehrentheils aus den getrennten Häuten des Cocons der Seidenwürmer verfertigt, weil die Häute, ihres klebrichten Wesens wegen, sich gut formen lassen. Wenn aber die Blätter der Bluhmen groß sind, so bedienet man

sich auch des steifen Papieres, des Pergaments, Flohres, oder seidener Zeuge. Oefters muß auch aus Sammet eine Blume gemacht werden, wenn ihr äußeres Ansehen sammetartig ist. Wir haben diese Erfindung, in der es die Kunst so weit gebracht hat, den Italienern zu danken, wo sich ein großer Theil des Adels damit beschäftigt, und von welchen sie auch den Beynahmen erhielt. Die seidenen Cocons sind also der Urstoff, woraus diese Bluhmen bestehen; neben diesen bedarf man auch noch aller Sorten von Sammet, feines Papier, Pergament, alle mögliche Farben, Seide in Fäden, arabisch Gummi-Traganth, feinen Eisendrath und Baumwolle; Geräthschaften aber sehr wenige, außer den Stanzen und Formeisen. Die erste Beschäftigung, welche in der Bluhmenmanufactur vorgenommen wird, ist, daß man die Cocons, nachdem sie ausgelesen worden, damit keine schmutzige darunter seyn, nach ihren verschiedenen Lagen von einander schält,

oder streift. Es ist dieses gemeiniglich eine Beschäftigung für kleine Mädchen, welche die Arbeit mit ihren subtilen Fingern am besten verrichten können. Diese abgezogene Häute werden nach ihrer Gröbe oder Feinheit sortirt, dann auf Fäden gezogen, und ihnen die Farbe mitgetheilt. Nach der Trocknung kommen sie endlich in die Hände der Mädchen, die ihnen ihre bestimmten Gestalten geben sollen. Es ist ein wahres Vergnügen, so viele arbeitsame Frauenzimmerhände zu sehen, wo jede in ihrem Fache sich gleichsam spielend bestrebet, zum Ganzen beyzutragen. Gemeiniglich sitzen die an einem Tische beysammen, die ein oder mehrere Bluhmen verfertigen, damit eine der andern an die Hand gehen kann. Die eine z. B. macht die Blätter, die andere giebt ihnen die gehörige Gestalt, noch eine andere macht den Stengel, und wieder eine andere setzet die einzelnen Theile zusammen, und formirt so das Ganze. Um das Bilden der Bluhmen-

blätter auf eine geschwinde, bequeme und leichte Art zu bewerkstelligen, hat man sogenannte, von einem Schweizer erfundene Stanzen, von allen möglichen Bildungen und Größen. Es sind eiserne, 8 bis 9 Zoll lange geründete Bolzen, die bald dicker bald dünner sind, nach dem Verhältnisse des Bildes, welches an ihrem Ende in ein Stück Stahl eingegraben, und im Umriß scharfschneidend und über sich erhoben ist. Außer den Stanzen braucht man noch andere Eisen, um den Bluhmen allerhand Biegungen und Gestalten mitzutheilen. Es sind lange Eisen, die in einem hölzernen Hefte stecken, und an dem andern Ende allerley gebogene, geriefelte, gekrümmte und zugespitzte Figuren haben. In einer Stunde kann ein Mädchen, mit Hülfe der Stanze, auf die mit einem bleyernen Hammer geschlagen wird, viel hundert Blätter bilden. Die Italiener bedienen sich selten des Ausschneideeisens, daher auch ihre Arbeit zeitspieliger und kostbarer

wird. Die ersten und vollkommensten künstlichen Bluhmen sind aus Siena gekommen; Herr Seguin in Paris hat sie zuerst mit Mark vom Hollunderbaum nachgemacht: er ist auch der erste, welcher die Bluhmen von gefärbten Silberplättchen verfertigt hat. Man hat auch künstliche Bluhmen von Glas, Porcellan, Baumwolle u. s. w.

## Chokolate.

Unter die wirklichen Vortheile, welche die alte Welt aus der Entdeckung der neuen gezogen hat, gehört die Chokolate; sie war seit undenklichen Zeiten das Lieblingsgetränke der Mexicaner. Sie schreiben ihr wunderbare Tugenden zu; die Spanier überzeugten sich gleichfalls davon, und ihre Verfertigung blieb lange Zeit unter ihren Händen ein Geheimniß, bis andre europäische Nationen entdeckten, daß Cacao der Hauptstoff, Zucker das Schmalz, Zimmt und Vanille die Würze davon sey. Eine Menge Per-

sonen in allen Ländern treiben jetzt damit ein Gewerbe; die Güte der Chocolate hängt aber einzig von der Wahl der Ingredienzien ab, aus welchen sie besteht, und von der Weise sie zu bereiten; Charlatanerie und Habsucht verfälschen die Chokolate durch verschiedene Aftermischungen, und machen sie aus einem gesunden Getränke, zu einem schweren, unverdaulichen, erhitzenden. Mit etwas geübten Organen, ist nichts leichter als von der Güte einer Chocolate zu urtheilen. Sie muß im Bruch nichts sandiges haben; sie muß beym Kosten auf der Zunge schmelzen, eine Art Erfrischung im Munde verbreiten, und wenn man sie im Wasser oder Milch kocht, nur eine mittelmäßige Consistenz annehmen. Wenn eine Chokolate im Munde einen teigartigen Geschmack giebt, der beym ersten Aufkochen einen Kleistergeruch ausduftet, oder sich nach ihrer gänzlichen Erkältung in eine Art Gallerte verwandelt, so ist dieß ein Zeichen, daß irgend eine meh-

tige Substanz darunter gemischt sey; setzt die Choklate einen sandigen oder Erdsatz, so ists ein Beweis, daß man statt des guten Zuckers Farinzucker gebraucht habe: der Käsegeruch verräth die Gegenwart animalischer Fette; das ranzige die Zuthat von kühlenden Samen; und ein bittrer oder modernder Geschmack zeigt an, daß die Cacao zu grün, zu sehr geröstet, oder verdorben war. Die zu zuckerige Chokolate, und die dem Wasser die meiste Consistenz giebt, ist zu arm an Cacao.

---

## Politische Rechenkunst.

Wenn man annimmt, daß ohngefähr 1000 Millionen Menschen auf der Erde leben, und daß 33 Jahre eine Generation ausmachen, so sterben in dieser Zeit 1000 Millionen Menschen. Folglich ist die Anzahl der Todten auf Erden:

| | | | |
|---|---|---|---|
| alle Jahre | : | : : | 30,000,000 |
| alle Tage | : | : : | 82,000 |
| alle Stunden | | : : | 3,400 |
| alle Minuten | | : : | 60 |
| alle Sekunden | | : : | 1 |

Da hingegen die Anzahl der Verstorbenen zu der Anzahl Gebohrnen, wie 10 zu 12 ist, so werden auch wieder gebohren:

| | | | |
|---|---|---|---|
| alle Jahre | : | : : | 36,000,000 |
| alle Tage | : | : : | 98,400 |
| alle Stunden | | : : | 4,080 |
| alle Minuten | | : : | 72 |
| alle Sekunden | | : : | $1\frac{1}{5}$ |

Wenn kein Mensch auf Erden stürbe, so lebten gegenwärtig ohngefähr 473,000 Millionen Menschen beysammen. Da nun das feste Land wenigstens 1587 Billionen Quadratschuh hat, so würden sich doch noch 9110 solcher Schuh für einen jeden Menschen finden.

Wenn man auf 100 Jahre drey Generationen rechnet, und annimmt, daß die Welt

wenigstens 5700 Jahre alt ist, so sind seit Erschaffung der Welt nicht mehr als 171 Generationen, 124 seit der Sündfluth und 53 seit Christi Geburt. Da keine Familie ist, welche ihreu Ursprung bis auf Karl den Großen hinausführen kann, so folgt daraus, daß die ältesten Häuser in Europa aufs höchste 30 Generationen zählen können. Noch giebt es sehr wenige, welche so weit zurückgehen können, ohne das Fabelhafte zu Hülfe zu nehmen; aber was ist ein Glanz von 30 Ahnen gegen 124 andere, von welchen man nicht einmahl weiß, wer sie gewesen sind?

Auf einem gleichgroßen Raum, wo in Island 1 Mensch existirt, da leben

| | |
|---|---|
| in Norwegen | 3 |
| – Schweden | 14 |
| – Türkey | 36 |
| – Polen | 52 |
| – Spanien | 63 |
| – Ireland | 99 |
| – Helvetien | 114 |

in

| | | |
|---|---|---|
| in Großbritannien | : : : | 119 |
| : Deutschland | : : : | 127 |
| : England : | : : : : | 152 |
| : Frankreich | : : : : | 153 |
| : Italien : | : : : : | 172 |
| : Neapel : | : : : : | 192 |
| : Venedig : | : : : : | 196 |
| : Holland : | : : : : | 224 |
| : Maltha | : : : : | 1,103 |

Welch' eine auffallende Abweichung! Island ist der Menschenleerste Raum des Erdbodens, Maltha, der volkreichste.

Die Zahl der Einwohner eines Landes oder einer Stadt wird beynahe alle 30 Jahre erneuert, und in hundert Jahren erneuert sich das menschliche Geschlecht drey und ein drittelmahl.

Von allen Einwohnern eines Landes wohnt gemeiniglich ein Viertel in den Städten, und die übrigen drey Viertel befinden sich auf den Dörfern.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Von tausend lebenden muß man alle Jahr 28 rechnen, die sterben.

Unter 200 Kindern, die gebohren werden, kann man noch nicht eins rechnen, welches in der Geburt stirbt.

Unter 100 Kindern, die gebohren werden, kann man noch nicht eins rechnen, das in den Wochen der Mutter stirbt.

Von 1000 Kindern, welche die Mütter stillen, sterben höchstens 300, aber von 1000 Kindern, welche durch Ammen gestillet werden, sterben 500.

Die Sterblichkeit der Kinder hat in unserm luxuriösen Jahrhundert, ungeheuer zugenommen. Convulsionen und Zahnkrankheiten tödten die meisten.

Unter 115 Todten rechnet man nur eine Frau die in den Wochen gestorben ist, und unter 400 Todten findet man nur eine, die in den Geburtsschmerzen gestorben ist.

Man hat beobachtet, daß an den natürlichen Blattern mehr Mädchen als Knaben sterben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nach einer Berechnung der Todtenlisten befindet sich unter 3,125 Todten nur eine Person von 100 Jahren.

Man findet mehr alte Leute in bergigten Ländern, als in niedrigen.

Es ist wahrscheinlich, daß ein neugebohrnes Kind noch leben wird = 34 Jahr 6 Monat

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Ein Kind von 1 Jahr | = | | 41 | = | 9 | = |
| 3 | = | = | 45 | = | 7 | = |
| 5 | = | = | 46 | = | 4 | = |
| 10 | = | = | 44 | = | 9 | = |
| Eine Person von 15 | = | = | 41 | = | 6 | = |
| 20 | = | = | 38 | = | 3 | = |
| 25 | = | = | 35 | = | 3 | = |
| 30 | = | = | 32 | = | 3 | = |
| 35 | = | = | 29 | = | 8 | = |
| 40 | = | = | 26 | = | 6 | = |
| 45 | = | = | 23 | = | — | = |
| 50 | = | = | 20 | = | 11 | = |
| 55 | = | = | 17 | = | — | = |
| 60 | = | = | 14 | = | 2 | = |
| 65 | = | = | 11 | = | 5 | = |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Eine Person von 70 | : : | 8 : | 11 : |
| 75 | : : | 6 : | 8 : |
| 80 | : : | 4 : | 10 : |
| 85 | : : | 3 : | 3 : |
| 90 | : : | 2 : | — : |

Das Verhältniß des schönen Geschlechts zu dem männlichen im Tode, ist wie 100 zu 108. Die wahrscheinliche und mittlere Lebensdauer ist bey dem Frauenzimmer bis zum 60ten Jahre größer, nach der Zeit aber den Männern günstiger.

Unter den Weibern selber leben die verheyratheten länger als die unverheyratheten.

Aus Beobachtungen von einer Zeit von funfzig Jahren, hat sich ergeben, daß die meisten Menschen im Monat März, wie auch im August und September sterben, die wenigsten hingegen im November, December und Februar.

Von 1000 Begrabenen starben 249 im Winter, 289 im Frühling, 225 im Sommer, 235 im Herbst. Im Frühling ist die

Erndte des Todes am reichsten, in großen Städten, wie Paris und London aber, im **Winter**.

Die Hälfte derjenigen, die gebohren werden, stirbt vor dem Alter von 17 Jahren, so daß diejenigen, die diesen Zeitpunct weniger oder mehr überleben, einen Vorzug genießen, zu welchem die Hälfte des menschlichen Geschlechts nicht gelangt.

Die Zahl alter Leute, die in der kalten Jahreszeit sterben, verhält sich zu der Zahl derjenigen, die in der warmen Jahreszeit sterben, wie 7 zu 4.

Nach den Beobachtungen des großen Boerhave, werden die gesündesten Kinder in den Monaten Jenner, Februar und März gebohren.

Die verheyratheten Weibspersonen verhalten sich zu dem ganzen weiblichen Geschlechte eines Landes wie 1 zu 3, und die verheiratheten Männer zu dem männlichen Geschlechte, wie 3 zu 5.

Die größte Anzahl der Geburten fällt in die Monate Februar und März, welche sich auf die Monate May und Junius beziehen.

Die Zahl der Knaben, die jährlich gebohren werden, verhält sich zu der Zahl der Mädchen wie 21 zu 20, oder wie 104 zu 100, so, daß wenn 100 Mädchen jährlich in einem Lande gebohren werden, gemeiniglich 104 Knaben, und also 4 mehr gebohren werden. Allein da in der Kindheit wieder $\frac{2}{25}$ mehr Knaben als Mädchen sterben, so wird die Anzahl der Manns- und Weibspersonen gegen das manbare Alter des einen und andern Geschlechts wieder gleich.

Unter 65 oder 70 Kindern, die gebohren werden, befindet sich gemeiniglich nur 1 Paar Zwillinge.

Die Anzahl der Ehen ist zu der Anzahl der Einwohner eines Landes wie 175 zu 1000.

In einem ganzen Lande kann man nicht mehr als vier Kinder auf eine Ehe rechnen.

In den Städten rechnet man auf 10 Ehen nur 35 Kinder.

Die Männer die im Stande sind Waffen zu tragen, machen in einem ganzen Lande allezeit den vierten Theil der Einwohner aus.

Die Anzahl der Wittwen verhält sich gemeiniglich zu der Anzahl der Wittwer wie 3 zu 1. Aber die Anzahl der Wittwen, die sich wieder verheyrathen, ist zu der Anzahl der Wittwer, die wieder heyrathen, wie 100 zu 116 oder 4 zu 6.

Es ist durch die Erfahrung und angestellten Beobachtungen der Aerzte bestätigt, daß von 100 Personen, in großen Städten, das Jahr hindurch, niemals mehr als zwanzig einen Monat lang, oder 24 vierzehen Tage lang, krank sind.

Unter dem ganzen weiblichen Geschlechte in einem Lande, gebiehret jährlich nur die achtzehnte. Unter allen Weibspersonen, sowohl verheyratheten als unverheyratheten, welche über 12 Jahr alt sind, gebiehrt die

zwölfte; und unter den verheyratheten die sechste.

Die Geburten, welche vor 9 Monaten geschehen, sind gemeiner als diejenigen, welche nach 9 Monaten geschehen.

---

# Physische Lebensgeschichte des Menschen.

Die erste sichtliche Spur der menschlichen Leibesfrucht zeigt sich nicht vor der dritten Woche nach ihrer Empfängniß; und zwar anfangs blos unter der sehr einfachen Gestalt eines kleinen, bohnenförmigen, halbdurchsichtigen Klümpchen Gallerte, das, auf einer Tasse oder in einem Löffel über Kohlfeuer gehalten, meist ganz verdunstet, und nicht viel mehr soliden Stoff zurückläßt, als irgend ein andrer vertrockneter Tropfen. Schon in den nächsten Wochen erhält aber,

dieses unförmliche kleine Geschöpf, eine zum Bewundern schnelle und bestimmte Ausbildung, und durch die in der 7ten oder 8ten Woche beginnende Verknöcherung seines Gerippes, auch immer mehr und mehr Consistenz.

Seine Bewegungen werden der Mutter nicht leicht vor der 20sten Woche bemerkbar: und weil auch bis dahin seine Eingeweide noch zu weit, von ihrer nachwärtigen, zur Lebenserhaltung nothwendigen, Vollkommenheit entfernt sind, so wird ihm auch so lange noch keine Vitalität (in dem Sinne, wie dieses Wort bey den Gerichten genommen wird, wenn über den Termin der Erbfähigkeit des Fötus gestritten wird) zugeschrieben.

Nach dem ordentlichen Laufe, kommt es dann zu Ende der 40sten Woche zur Welt.

Ein solches reifes gesundes Kind ist gegen 20 Zoll lang, und ohngefehr 7 Pfund schwer: so, daß es in der 40sten Woche so viele Pfunde wiegt, als es in der 4ten etwa Grane wog.

Man pflegt den physischen Lebenslauf des gebohrnen Menschen in drey Stadien einzutheilen: Zunahme nähmlich; Reife des Lebens; und Abnahme. Jedes derselben zeichnet sich durch eigene Revolution in der körperlichen Oekonomie aus.

Der erste große Fortschritt, den das Kind in der Periode des Wachsthums macht, ist der, daß es gegen Ende des ersten Jahrs, auf eine dreyfache Weise, von der Mutter unabhängiger wird. Es lernt nähmlich laufen, und so seinen Wirkungskreis erweitern. Es lernt sprechen, und dadurch seine Bedürfniße andern verstehn zu geben. Es kriegt Zähne, um nun mannigfaltigere und solidere Nahrung, als bloße Muttermilch, zu sich nehmen zu können. Aus allen dreyen, zumahl aber aus dem letztern, ergiebt sich zugleich der Termin, den die Natur selbst fürs Entwöhnen bestimmt zu haben scheint. Das Kind soll ohngefähr eben so lange mit mütterlicher

Milch, als vorher mit mütterlichem Blute, ernährt werden.

Die ersten 20 Zähne (die sogenanten Milchzähne), fallen vom 7ten bis ins 13te Jahr allgemach aus, und es treten eben so viel perennirende an deren Stelle. Die hintersten 12 Backenzähne hingegen, die theils erst spät ausbrechen, werden im natürlichen Laufe nie gewechselt.

Die zweite Hauptperiode des physischen Lebenslaufs, die Jahre der Mannbarkeit und des völlig erreichten Wachsthums, erlebt kaum die Hälfte der Menschen, die gebohren werden. Die so wichtige Reihe von Lebensjahren, worin der Mensch in seiner ganzen Größe sich zeigt, — die edelsten Kräfte seiner Seele zu ihrer Reife gedeihen, sein Körper alle Verrichtungen des animalischen Lebens, und zwar in ihrer vollsten Stärke auszuüben vermag, — begreift ohngefähr die 30 Lebensjahre, die ihm zur Fähigkeit, sein Geschlecht wieder fortzupflanzen, bestimmt sind.

Der Körper hat dann sein volles Wachsthum und Festigkeit erreicht, die ihm in der vorhergehenden Periode noch mangelten; und hat doch zugleich noch alle die saftreiche Geschmeidigkeit, die ihm das höhere Alter meist wieder entzieht. Denn man rechnet, daß im männlichen Alter, in einem Körper, der gegen 6 Fuß hoch ist, und etwa 150 Pfund wiegt, die eigentlich festen Theile doch nur $\frac{1}{10}$ ausmachen, da das gebleichte Gerippe kaum $\frac{1}{15}$, und hingegen das Blut allein $\frac{1}{5}$ jenes Gewichts, (also ohngefähr 30 Pfund) ausmacht. Und wie Beobachtungen über das Verbrennen der Leichen gelehrt haben, so kann man die bloß ausgebrannte Asche eines ganzen erwachsenen Körpers, dessen cubischer Gehalt doch wenigstens 2 und $\frac{2}{3}$ Fuß betrug, bequem in beyde Hände auffassen!

Im letzten Stadium der menschlichen Lebensbahn, sucht die wohlthätige Natur allgemach die Bande lockerer zu machen, die in den vorigen beyden, den Menschen an die

übrige irdische Schöpfung fesseln konnten. Seine äußern Sinne legen allmählich ab. Zuerst gewöhnlich das Gehör, das ihn mit der moralischen Welt in die nächste Verbindung setzte. — Eben so auch sein Gedächtniß, und die immer mehr, von ihrem sonstigen Feuer verlierende Phantasie.

So wird der Mensch der vor Alter stirbt, endlich zum zweytenmahl Kind.

Sein Wirkungskreis wird immer enger und enger. Er selbst immer hülfsbedürftiger. Und wer viel solcher kraftlöser kindischer Alten gesehen, der wird es fürwahr der Natur Dank wissen, das sie nur wenige Menschen, dieses von so vielen so sehnlich gewünschte hohe Lebensziel erreichen läßt. Denn man rechnet, daß von 1000 nur ohngefähr 78 dieses Todes, -- des Todes vor Alter, -- sterben.

Für jenes Ziel läßt sich zwar kein bestimmtes Lebensjahr angeben. David sang: „Unser Leben währet 70 Jahr, wenns hoch „kommt sinds 80 Jahr." -- Doch möchte man

sagen 84. -- Wenigstens scheint sich diese Bemerkung zu bestätigen, daß in Verhältniß ziemlich viele Alte das 84ste Jahr erreichen, hingegen auffallend wenige es überleben.

Keinem andern Säugthiere hat die Natur, in Verhältniß zu seiner körperlichen Größe 2c., ein so ausnehmend langes Leben zugestanden, als dem Menschen. Aber auch alle Termine seines physischen Lebenslaufs, hat sie weiter, als bey irgend einem andern dieser Thiere, hinausgesetzt. Keins bleibt so lange Kind, keins lernt so spät auf die Beine treten, keins kriegt so spät sein Gebiß, keins wechselt seine Zähne so spät, keins wird so spät mannbar u. s. w.

---

## Naturgeschichte.

### Vom Alter einiger Thiere.

Die alten Naturforscher haben vom Alter der Thiere eine Menge Märchen aufgezeichnet,

die Wahrscheinlichkeit, und die Erfahrung zum Theil, gegen sich haben. Dahin gehören die Hechte, die man mit kupfernen Halsbändern geziert, in Teichen gefunden haben will; ein solcher Fisch ist zu Heilbronn abgebildet.

Eben das gilt auch von den Hirschen, die man mit Halsbändern antraf, welche sich aus Jahrhunderten her datirten, so daß viele das Alter des Hirsches, auf 300 Jahre geschätzt haben. So viel ist gewiß, daß man über das wahre Alter der Thiere, noch wenige zuverläßige und richtige Bemerkungen angestellt hat. Folgende Tabelle ist nach der Angabe und Autorität, zweyer der größten neuen Naturforscher, des Herrn von Haller, und des Grafen von Büffon verfertigt.

| | | |
|---|---|---|
| Biene lebt gewöhnlich | : | 1 Jahr. |
| Polype | : : : : : | 2 : |
| Grille | : : : : : | 10 : |
| Spinne | : : : : : | 1 u. länger. |
| Scorpion | : : : : | 1 u. länger.|

| | |
|---|---|
| Flußkrebs lebt gewöhnlich | 20 Jahr. |
| Muräne | 60 = |
| Karpfen | 100 = 150. |
| Hecht | 40 u. länger. |
| Krokodill | 100 u. länger. |
| Schildkröte | 100 u. länger. |
| Huhn | 10 = |
| Pfau | 24 = |
| Nachtigall und Lerche | 16 = 18 |
| Kanarienvogel, ohne Begattung, | 22 = |
| jährlich brütend, | 10 = |
| Finke | 23 = |
| Habicht | 40 = |
| Gans | 50 = |
| Schwan | 100 = |
| Adler | 100 u. länger. |
| Papagey | 110 u. länger. |
| Kaninchen | 8 = 9 |
| Ziege | 10 = |
| Schaf | 12 = |
| Schwein | 20 = |
| Katze | 18 = |

| | |
|---|---|
| Eichhörnchen lebt gewöhnlich | 7 Jahr. |
| Hase ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 7 ⸗ 8 |
| Hund ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 23 ⸗ 28 |
| Wolf ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 20 ⸗ |
| Bär ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 20 ⸗ |
| Fuchs ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 15 ⸗ |
| Löwe ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 60 ⸗ |
| Kuh ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 20 ⸗ |
| Stier ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 30 ⸗ |
| Zugochse ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 19 ⸗ |
| Dammhirsch ⸗ ⸗ ⸗ | 20 ⸗ |
| Pferd ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 25 ⸗ 50 |
| Esel ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 25 ⸗ 30 |
| Kameel ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 50 ⸗ 60 |
| Rhinoceros ⸗ ⸗ ⸗ | unbekannt. |
| Elephant ⸗ ⸗ ⸗ | 150 ⸗ 200 u. länger. |
| Delphin ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ | 30 ⸗ |

Unter allen Menschen, von deren Alter man in unsern Zeiten, durch richtige Beweise überzeugt worden ist, scheint Heinrich Jenkins, aus Ellerton in England, wohl der

vorzüglichste zu seyn: er erreichte ein Alter von 169 Jahren.

---

## Geschichte der Hochzeitkränze und Brautringe.

Der Gebrauch des Kranzes zu gewissen feyerlichen Werken, verliehrt sich tief in die Zeiten des Alterthums. Er war ein Symbol von sehr mannichfaltigen Dingen, worunter die Bedeutung der Unvergänglichkeit und Hoheit, die älteste Idee der Völker gewesen zu seyn scheinet. Aus diesem Grunde dachten sie sich zuerst, wie wenigstens Schriftsteller des Alterthums sagen, ihre Gottheiten bekränzt. Könige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach; und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone ausgeartet ist. Die älteste Erwähnung eines solchen königlichen

Kranzes, ist die des hebräischen Geschichtschreibers, Moses, da wo er die Schicksale des frommen Josephs erzählt, den der Souverain von Aegypten, durch ein Diadem, zum Großvezier dieses Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte sich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der Ehre, des Glücks und der Freude, wurden sie endlich bey jeder Begebenheit üblich, die mit einem dieser drey Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bey Opfern sich und das Opferthier sammt Priestern und Altar, um die Gottheit dadurch zu ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze, um ihr Wohlverhalten auszuzeichnen, wenn sie im Felde den Feind geschlagen, oder in öffentlichen Spielen den Vorzug errungen hatten; so wie Dichter damit beschenkt wurden, die ihren Helden ꝛc. am würdigsten besangen. Besonders aber vervielfältigte sich ihr Gebrauch, bey fröhlichen Mahlen und Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur Pocale wurden bekränzt, sondern

auch jeder Gast, oft sogar zwey und dreyfach; indem sie nicht nur auf den Kopf einen Kranz legten, sondern auch einen um die Schläfe, und einen dritten um den Hals wanden, oder an der Brust herabhängen ließen.

(Der Ursprung dieser Bekränzungen soll gewesen seyn, weil die Alten zur Stillung des Kopfwehes kein besseres Mittel gewußt, als den Kopf durch Binden zu pressen. Anfangs habe dieser Band aus wollenen oder leinenen Sachen bestanden, nachher sey er, zur mehreren Zierde, mit Ephen, Myrten, Rosen u. dergl. durchflochten worden, die zugleich den Nutzen gewähret, daß sie durch ihre Farben und Gerüche die Sinne ergötzt, und durch ihre kühlende Kraft, die Hitze des Weins und der Speisen gemildert hätten. Bacchus wurde daher als doppelter Arzt gepriesen, theils weil er Erfinder des Weins, einer so schätzbaren Arzney, gewesen, theils zugleich, weil er den Gebrauch des kühlenden Ephen den Sterblichen bekannt gemacht

habe, der so vortrefflich die Hitze der Stirn dämpfe.)

Der Liebe dienten Kränze zum Symbol, in mehrerley Absicht, worunter ein Fall ist, um den wir niemanden beneiden wollen: es ist der, wo ein armer schmachtender Tropf, bey nächtlichem Harren vor der Thür seiner spröden Geliebten, ihre Pfosten mit Kränzen behing, um sich damit die Vorbedeutung einer glücklichen Erhörung vorzuspiegeln. Braut und Bräutigam hingegen trugen Kränze, (die bisweilen die Tochter von ihrer Mutter, und der Bräutigam von seiner Braut, oder auch umgekehrt empfing,) als glückliches Zeichen der Vollendung, theils wegen ihrer zum Ziel gekommenen Wünsche, theils aus Rücksicht bisher besiegter Leidenschaften und Triebe der Jugend; zugleich aber auch, dem Gotte der Hochzeit, Hymenäus, zu Ehren. Und diese Kränze schränkten sich alsdann nicht blos auf die Personen des neuen Paares ein; auch ihr

Bett, die Hochzeitfackeln, bey deren Schimmer die Braut des Abends in des Bräutigams Haus begleitet wurde, und selbst zuweilen alle Gäste des Hochzeitmahles, waren bekränzt. Wurde dieses neue Paar in der Folge zum erstenmahle Vater und Mutter, so waren auch hier, bey Römern und Griechen, Kränze gewöhnlich; die aber nicht getragen, sondern von der Mutter, (zuweilen auch vom Vater) als Zeichen der Freude, an die Thüren des Hauses gehangen wurden. War es ein Knabe, den die Mutter zur Welt brachte, so hing sie einen Kranz von Oehlzweigen auf, und gebahr sie eine Tochter, so wurde, als Symbol weiblicher Geschäfte, ein Kranz von Leinen aufgehängt.

Nicht blos aber heidnische Völker der alten Welt, auch der Hebräer freute sich des Hochzeitkranzes, wie aus dem Liebesgedicht, Hohes Lied Salomons genannt, und mehreren Stellen zu wissen steht, ---

Wie nun, bis und zu den Zeiten des Christenthums, kein bekanntes Volk vorhanden war, das nicht Kränze zu einem Gegenstand hochzeitlicher Feyerlichkeiten gemacht hätte, so ging dieser Gebrauch endlich auch in die Sitten der Christen über. Lange zwar sträubte sich das christliche Gewissen, diese Sitte der Heiden nachzuahmen; sie hielten Hochzeitkränze sowohl als andere, für Zeichen der Abgötterey, womit sie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen dürften. Tertullian predigte sogar, vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Und andere Väter der Kirche versäumten nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit ans Herz zu legen, daß es Verspottung Christi sey, sich leichtsinnig, blos zum Spiel und Scherz, mit duftenden Bluhmen den Kopf zu umwinden, da Christus bey seinem ehrwürdigen Leiden, eine Krone von Dornen getragen habe. Dabey blieb es, bis mit den ersten

christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, der Scrupel verschwand. Das Volck ahmte nach, und Gewissensbisse kamen bald so sehr aus der Mode, daß nicht nur Gregor von Nanzianz den Hochzeitvätern rieth, ihren Töchtern am Ehrentage selbst den Kranz aufzusetzen, sondern daß auch diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altar wurde. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden sie auf dem Altare, vor dem sie unter ausgestreueten Bluhmen standen, den gesegneten Kelch, und dabey zwey Kränze, die ihrer warteten. Der Diaconus verlas die Formel der Collecte, worauf der Priester nach verrichtetem Gebet, ihnen feyerlich im Nahmen des Vaters 2c. den bereitliegenden Kranz aufsetzte, der vorher gleichfalls durch heilige Formeln geweihet war. -- Somit ward also der Kranz auch bey Christen ein Theil des hochzeitlichen Schmucks; als Ehrenzeichen des Wohlverhaltens,

haltens, und Trophäe besiegter Anfechtungen für jedes junge Paar, trat er, sammt seinem Gebrauch, zugleich in seine alte Bedeutung ein, mit der er aus heidnischen Händen überliefert war. Und was ihm sonst von heidnischem Religionsbezug anklebte, wurde, als unverträglich mit christlichen Ideen, abgestreift. Seit dem nun blieb dieser hochzeitliche Kranz in ungestörtem Brauch, und ist noch immer ein Zeichen des Glücklichen, der den Erstling seiner ehelichen Tage lebt. Kränze bey einer zweyten Ehe aber waren nie häufig, und kamen bald ganz ab; weil die Christen der frühern Jahrhunderte wiederhohlte Verheyrathungen, wo nicht ganz für unerlaubt, doch für ein Zeichen der Wollust hielten, und durch die entzogene Ehre des Kranzes, solche Ehen wenigstens herabwürdigen wollten: ähnlich darin den heidnischen Römern, die derjenigen Frau einen Keuschheitskranz zu tragen verstatteten, die, ohne mehrere Ehen zu versuchen, nur einem Manne ergeben blieb.

Auch der Ring ist ein Erbstück des Alterthums, dessen Werkmeister eben so tief in Vergessenheit liegt, als das Andenken dessen, der den ersten Kranz gewunden. Aegypter und Hebräer bedienten sich seiner schon in den frühesten Zeiten: von Aegyptern erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völkerschaften Italiens; worunter er insbesondere von den Hetruskern zu den Römern kam.

In den ersten Zeiten ihrer Republik bedienten sich diese, gleich unsern alten Deutschen und andern Völkern, blos eiserner Ringe. Goldene waren anfänglich nur ein Vorzug derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen wurden sie der Character des Senatoren- und Ritterstandes. Als endlich die Eitelkeit plebejischer Damen die goldenen Finger junger Ritter zu beneiden anfing, und ihnen doch ein unhöfliches Gesetz Gold untersagte, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Silber. Eisen blieb gemeiniglich nur das Eigenthum

der Sclaven, außer daß man es auch wohl, als Symbol der Tapferkeit, bisweilen am Finger derer erblickte, die als Helden auf dem Triumphwagen so eben das Fest ihrer Siege feyerten. Später hingegen bekamen nicht nur die beklommenen Wünsche der gemeinen Damen Luft; sondern es gab sogar eine Zeit, wo man beyde Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenk, links und rechts, seinen Ring hatte.

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber ist, nicht sowohl Gegenstand des Schmucks, als vielmehr ein Petschaft zu seyn. Und in dieser Beziehung eben, ist er ein so allgemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre getroffene Verabredung, als unverbrüchlich, hiemit so gut wie untersiegelt sey. Diese Bedeutung hatte er bey Griechen und Römern, wie bey den ältesten Hebräern und andern Völkern.

deren die Geschichte gedenkt; so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau gewordene Sitte war, als Christenthum entstand. Hatten die ersten Anfänger dieses neuen Glaubens den abgöttischen Kranz voll Eifer und Ungestüm verworfen, so behielten sie den so bedeutungsvollen Ring desto williger bey, je reiner er von allem Religionsbezug aus den Händen der Römer kam. Und wie er vordem blos zum Unterpfand der Verlobung diente, ohne bey den Ceremonien der Verehligung selbst von Gebrauch zu seyn, so flochten sie ihn bald nachher auch in die Feyerlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung des neuen Paars nochmahls, vor den Augen der Gemeine, zu bestätigen. An welcher Hand man den Ring führte, darin kamen übrigens nicht alle Völker überein. Die Juden hatten ihn an der Rechten; das aber andere, nahmentlich Griechen und Römer, ihn am vierten Finger der Linken trugen

gen, wo er nun noch angebracht wird, sollte den Grund haben, weil dieser Finger eine Ader enthalte, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. Den Ring hingegen am Mittelfinger zu tragen, wurde für ein unsittliches Symbol gehalten, und vermieden.

---

## Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste.

Die Schnürbrust wirkt gerade das Gegentheil von dem, was man jetzt durch sie zu gewinnen hofft; sie sollte den Körper verschönern, und sie verunstaltet ihn. Allen geschnürten Schönen zum Troß entdeckt das Kennerauge des Zergliederers, daß keine einzige von ihnen ihren geraden Wuchs behält. Im Grunde thut also die Schnürbrust noch eben das, wozu sie erfunden ward, sie verhüllt einen Fehler der Bildung; nur mit dem Unterschiede, daß sie ihn jetzt auch erst her-

vorbringt, und uns dann mit scheinbaren Reizen täuscht, die schon in der Brautnacht, sobald nur der verführerische Panzer abgelegt ist, als wahre Misgestalten offenbar werden. Alle geschnürten Frauenzimmer, sagt Herr Sömmerling *), bekommen wenigstens eine hohe Schulter, wenn sie nicht noch ärger verwachsen. Es ist dieses die natürliche Folge der Gewalt, welche die Ribben zusammenpreßt, die Brusthöhle verengt, und einen von der Natur ordentlich aufgerichteten Kegel von Knochen umkehren und auf die Spitze stellen will; denn das Gerippe des weiblichen Körpers ist so zart, daß es nicht einmahl Stäbe von Stahl und Eisen bedarf, um es in eine widernatürliche Lage zu zwängen. Ausserdem hat die Schnürbrust einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit; sie erschwert das Athemholen, sie hemmt die Verdauung, sie vermehrt das Ungemach der

*) In seiner vortreflichen Preisschrift.

Schwangerschaft, vervielfältigt die Gefahren der Entbindung, macht die Brüste zum Stillen untüchtig, veranlaßt oft das fürchterlichste, ekelhafteste, fast unheilbare Uebel, den Krebs, an diesem schönsten Theile des Körpers, und verursacht eine große Anzahl von weiblichen Krankheiten.

Dieß alles ist unwiderleglich bewiesen, kann nimmermehr geläugnet werden, und dennoch trägt man Schnürbrüste, nach wie vor! Gewiß, ein merkwürdiges Beyspiel mehr, daß durch Beweise bey dem Menschengeschlechte wenig ausgerichtet wird, und daß die Quelle seiner Handlungen anderswo als im Kopfe liegt. Wenn Beweise etwas vermöchten, so empfingen wir nicht nur geradegewachsene Schönen aus der Hand der Natur, sondern wir hätten auch keine empfindsamen Jungfern, keine hysterischen Frauen, keine Somnambülen und Clairvoyanten, keine Goldmacher und Geisterseher, keine Deisten und Atheisten; die Kunst der Cagliostros,

Mesmers und Puysegürs ginge betteln, das Luftsalzwasser verlöre seinen Credit, und die Toleranzedicte würden überflüssig seyn. In der That sollte nicht von jenem Druck, dem selbst die Knochen weichen, das Nervensystem eine wesentliche Veränderung erleiden müssen? Sollte nicht die Schnürbrust dem Willen, wie dem Schulterblatt, einen kleinen Höcker aufdrücken, und die Einbildungskraft etwas verschrauben, oder mit einem neuern Kunstwort exaltiren können? Oder wäre vielleicht, an der Beybehaltung der Schnürbrüste, der verderbte Geschmack der Männer schuld, die als Sclaven der Gewohnheit, noch immer in der Trichterform ein Ideal der Schönheit erblikken, welches freylich nicht der Natur, wohl aber jedem Schneider erreichbar ist? Oder ist es endlich den Physikern begreiflich, daß vermittelst dieser undurchdringlichen Belegung, die schöne weibliche Gestalt sich in einen Conductor verwandelt, dessen verstärkte Wirksamkeit, die leichten Männerherzen, nur desto un-

aufhaltsamer, an seinen Polen zu sich zieht, und sie wechselsweise am negativen Schnee des Nordens erglühen, und in positiver südlicher Hitze erstarren läßt?

Wie dem auch sey, die erwiesene Schädlichkeit der Schnürbrüste und selbst die Aufzählung der Ursachen, welche ihre Abschaffung verhindern, sind nur Vorbereitungsschritte, wobey die Entdeckung eines Mittels, den Leib der Grazien auf immer aus ihrem Kerker zu befreyen, als die Hauptschwierigkeit noch übrig bleibt, auf deren Auflösung man einen Preis setzen sollte. Da es indeß, wie man in Gellerts Lande der Hinkenden erfährt, um die freywilligen Schritte zur Besserung überall mißlich aussieht, so lange Gebrechen noch für Vollkommenheit gelten, und dem Staate gleichwohl an geraden und gesunden Menschen viel gelegen ist, so dürfte die letzte Zuflucht gegen diesen Alp, dessen sich unsere Landsmänninnen am hellen Tage nicht erwehren können, wohl in der väterlichen Vorsorge der

Regenten allein bestehen. Hat das Consistorium in gewissen Ländern den Geisteshöcker der Ketzerey mit Stumpf und Stiel ausrotten können, so würden auch unsere Mädchen bald kerzengerade einhergehen, wenn die Polizey die Schnürbrüste verböte, dann scharf inquirirte, und das Corpus delicti zum Scheiterhaufen verdammte.

---

## Kenntniß einiger Waaren.

### Zwirn.

In der Handlung sind vornähmlich folgende Arten Zwirn bekannt. Von dem deutschen ist insonderheit der schlesische weiße Zwin berühmt, womit vorzüglich in Neiße ein großer Handel nach Polen und Ungarn getrieben wird. Man hat davon groben oder starken, mittlern und feinen, die nach Stücken

verkauft werden, welche nur eine Strehne halten. Der sächsische Zwirn ist auch sehr gut, und liefert die Stadt Grimma solchen in großer Menge nicht nur nach Leipzig, sondern schicket auch vielen nach Holland, in das Reich und bis nach Italien. So sind auch in dem Dorfe Lampertswalde in dem Amte Großenhayn viel Zwirnmacher, deren Zwirn man jetzo dem grimmischen fast vorzieht. Nicht weniger ist der gebirgische Zwirn als ein schöner Zwirn bekannt; vornähmlich lobet man den laubegaster wegen der Festigkeit seines Fadens. Gleichfalls verfertigt man in Krain zu Bischofslack einen feinen weißen Zwirn, womit ein starker Vertrieb in andere Länder geschieht. Es kömmt aber doch keiner dem holländischen an Feinheit gleich, welcher zwar meistens aus schlesischem und westphälischem Garne gemacht wird, aber doch von den Holländern eine ganz andere Zubereitung erhält, als man ihm in dem Lande zu geben weiß, wo es gesponnen ist. Sie wissen den

Zwirn nicht nur derber und dichter zu drehen, sondern auch dem allerfeinsten einen durchaus gleichen Faden zu geben, und ihn über dieses auf eine ganz besondere Art schneeweiß zu bleichen. Darauf sortiren sie ihn in gewisse Strehne, Weben und Nummern, und legen solche zu ganzen, halben und Viertelpfunden, kurz und fest eingepackt, in dunkelblau Papier, auf welchem sie ihn aussen durch eine gewisse Nummer, als die gröbste Art von N. 21. an bis N. 62. mit weißer Dinte bezeichnen. Diese Päckchen verschicken sie denn von der untersten Nummer an bis zu der höchsten, in dazu bereitete große oder kleine Packfässer fest eingeschlagen, wohlverwahret nach Hamburg, Leipzig und Frankfurth am Mayn, von da dieser Zwirn weiter nach denen Orten versandt wird, wo man ihn zu Spitzen brauchet oder er sonst Abgang findet. Eben so verfährt man auch in den übrigen Niederlanden, aus welchen noch folgende Arten Zwirne kommen, als der

Mecheler, welcher der schönste und feinste unter allen Arten, und worunter einiger so zart ist, daß man den Faden kaum sehen kann; daher er auch zu den saubersten Spitzen dienet. Man nennet ihn von dem Orte, wo man am ersten angefangen hat, ihn zu spinnen, und die ersten Spitzen daraus zu machen; wiewohl heute zu Tage beydes auch an andern Orten geschieht. Die Strehnen desselben sind von keiner bestimmten oder festgesetzten Anzahl Gebinde, sondern nach der Willkühr der Arbeiter mehr oder weniger, damit dessen Vertrieb im einzelnen dadurch desto bequemer gemacht werde. Man verkauft ihn im Großen nach dem Pfunde, und zwar den schlechtesten ungefähr für einen Ducaten, welches hernach bis zu funfzig und mehr Ducaten das Pfund hinaufsteigt: doch wird er auch nach der Unze und dem Quentchen, ja zuweilen nur strehnenweise, vereinzelt. Der Antwerpener, welcher ebenfalls zum Spitzenmachen dienet, wiewohl er nicht völlig so

zein, noch von solcher Güte ist, wird doch eben so verkaufet. Der Ryßeler, welcher in Paris mehr Espinoyer Zwirn, Fil d'Espinoy, und von den übrigen Franzosen bon Ouvrier genannt wird, steigt auch an Feinheit, indem er von N. 14., welcher der gröbste ist, bis zu N. 300., welcher der feinste ist, zunimmt. Jedoch steigen diese Nummern nur von zweyen zu zweyen, als N. 14., N. 16., N. 18. u. s. w. bis zu 300. Der Klosterzwirn, welcher einer von den feinsten Sorten ist, wird auch in Ryssel gemacht: doch soll man ihn jetzo in Berlin häufig nachmachen. Den Handschuhmacherzwirn, welcher ein ziemlich feiner Zwirn ist, aber zum Handschuhnehen dienet, hat man von unterschiedlicher Dicke, und verkaufet ihn nach dem Pfunde. Ordentlich hat er nicht mehr als sechszehn Gebinde. Der Doppelzwirn, welchen man auch Flandrischen Zwirn nennet, ist dicker als der vorige, jedoch hat er einerley Gebrauch mit ihm; wiewohl er kaum die Hälfte von dessen

Gebinden, und deren selten über sieben, hat. Endlich der Zwirn zum Zeichnen, welcher schön blau ist, und schon so gefärbt von Ryssel kömmt. Einige machen ihn ebenfalls von sieben, andere aber nur von vier Gebinden. Man kaufet ihn in Paketen zu zwölf Dutzenden ein, und verkaufet ihn hernach wieder dutzendweise oder nach der Strehne. Zu Tundern im Schleswigschen wird ein vortreflicher Zwirn gemacht, der die Güte des von Ryssel und Mecheln erreicht. In Frankreich ist der Bretagner Zwirn sonderlich in Achtung. Er kömmt meistentheils von Rennes, entweder weiß oder gefärbt. Man hat ihn von allerhand Farbe, und mancherley Feine, brauchet ihn aber hauptsächlich nur zur Nähterey. Er wird nach Pfunden verkauft, und in Paketen von vier Pfunden verschickt. Jedes derselben ist wiederum in vier andere Päkchen, eines von einem Pfunde, abgetheilet, welche Botten heißen. Diese Botten enthalten zwey und dreißig bis drey

und dreißig Strehnen, wovon eine also ungefähr eine halbe Unze wiegt. Es kömmt aber davon nicht viel nach Deutschland. In der Westphälischen Grafschaft Rittberg hat man die feine Spinnerey in neuern Zeiten ungemein weit getrieben, und es wird auch da ein schöner feiner Zwirn gemacht, der häufig versandt wird. So macht man auch in Hamburg, Berlin, Dreßden, Schwabach u. a. O. in Deutschland eine Menge Zwirn von allen Arten, insonderheit zum Nähen, Steppen und Sticken, und verschickt ihn häufig in andere Gegenden von Deutschland, nach der Ostsee, Polen u. s. f.

## Spitzen.

Die vorzüglichsten europäischen Spitzen stehen nach ihrer Güte, Feinheit des Materials und Schönheit der Figuren ungefähr in folgender Ordnung:

1) Brüßeler Spitzen, Points de Bruxelles, die schönsten unter allen, die an Fein-

heit, Geschmack, Verschiedenheit, Glanz, Weiße und Zeichnung alle andere übertreffen. Die Verfertigung der Spitzen beschäfftiget in und um Brüßel allein an zehn tausend Personen.

2) Mecheler Spitzen (Points de Malines), die besten nach den vorigen. Sie haben fast noch mehr Stärke und Dauerhaftigkeit, und manche Sorten sind daher fast theuerer, als die vorigen, weil sie mehr ins Gewicht fallen und aus dem kostbarsten Zwirn gemacht sind. Die feinsten Sorten nennt man Speldewerks-kanten. Antwerpen und Brüßel liefern aber auch viele Sorten nach Mecheler Art, die ebenfalls unter dem Nahmen Points de Malines verkauft werden.

3) Valenciennen Spitzen (Points de Valenciennes), stehen den vorigen an Feinheit, Geschmack und Fleiß in der Arbeit sehr nach. Der Fehler liegt hauptsächlich in der Farbe, die nie schön und vollkommen weiß ist. Eben diese Art wird auch zu Gent verfertiget, die

aber doch nicht so geschlossen, auch wohlfeiler ist, daher man sie auch fausses Valenciennes nennt. Zu Mons in Hennegau werden sie ebenfalls gemacht.

4) Points d'Alençon haben den Nahmen von Alençon in der Normandie, wo sie zuerst gemacht wurden, jetzt werden sie auch an vielen andern Orten im nördlichen Frankreich gemacht. Sie sind auf Brüßler Art gearbeitet, haben aber nicht gleichen Glanz und Geschmack, nicht die feinen Nüançen in den Zeichnungen und Bluhmen.

5) Englische Spitzen, die in England gemacht und oft für Brüßler verkauft werden, aber diesen weit nachstehen. Sie werden vorzüglich in Dorset, Buckingham, Northhampton, Salisbury, Leith, Hamilton, Renfrew, und in ihrer Art sehr gut gemacht.

6) Sächsische oder Annaberger Spitzen werden in großer Menge in allen Gegenden des Erzgebürges, vornähmlich in den Bergstädten von den Familien der Bergleute ge-

macht, sind die besten in Deutschland, und haben einen starken Absatz fast nach allen europäischen Ländern. Den stärksten Verlag davon haben die Kaufleute in Annaberg, Schneeberg, Altenberg und Zwicka.

7) In Tundern im Herzogthum Schleswig werden jetzt auch eine sehr große Menge von Spitzen, so wohl ganz feine, als geringere gemacht, die sehr gut ausfallen und einen starken und weitgehenden Absatz nach mehreren Ländern haben, so daß dies Gewerbe, welches einige angesehene Kaufleute unterhalten, in und bey der Stadt, an und über acht tausend Personen beschäftigt. Sie sind unter dem Nahmen der Tunderschen Spitzen bekannt.

8) In den Waysenhäusern zu Berlin und Potsdam zieht man seit einigen Jahren alle junge Mädchen zum Spitzenklöppeln zu, die eine ziemliche Menge von ordinairen, mittleren, auch einigen feineren Sorten liefern, welche auch auswärts beliebt sind.

## Batist.

Eine ganz dichte, sehr feine und weiße Leinewand, die an unterschiedenen Orten in den Provinzen Cambresis, Hennegau, Artois und der Picardie aus dem schönsten französischen Flachse gemacht wird. Er unterscheidet sich von dem Kammertuche nur darinnen daß er dichter ist. Man hat dessen dreyerley Arten, wovon man die stärkste oder gröbste holländische Batiste nennet, weil sie der holländischen Leinewand sehr ähnlich kömmt. Diese wird fast alle zu Valenciennes oder dort herum verfertiget, und besteht aus Stükken von 12 bis 15 Ellen lang. Die beyden übrigen Arten hingegen werden ordentlich in Cambresis, Artois, und der Picardie gemachet, und die klärste in halben Stücken von sechs Ellen, die nicht so klar aber, in halben Stücken von sieben Ellen, zusammen geleget. Doch haben die Unterhändler die Gewohnheit, daß sie alle Stücke, so lang sie auch von den

Webern verfertiget seyn mögen, nur von zwölf Ellen machen, und diese noch einmal von einander schneiden. Ist das Ueberbleibsel gerade zwo Ellen lang oder mehr: so nennt man es Restchen, und verkaufet es so in Stückchen. Ist es aber weniger, so reihet man verschiedene an den Zipfeln zusammen, und mißt sie nach der Elle ab. Alle Batiste sind fünf und eine halbe Viertelelle breit, und man hat schlechten, gestreiften und gesprengten Batist. Er wird in viereckigte Päckchen gepackt, mit glattem blauen Papiere umschlagen, und mit Bindfaden zusammen gebunden. Ein jedes solches Päckchen besteht aus einem ganzen Stücke, oder zweyen zusammen gelegten Halbstücken, deren jedes doch seinen eigenen Umschlag hat. Die Restchen und Stückchen werden eben so eingepackt, und alles zusammen in eigene dazu verfertigte Kisten von weißem Holze geleget, und so verschicket. Auch St. Quentin liefert feine Batiste von allerley Güte und Preisen, die un-

ter den Nahmen Coupons bekannt sind, und in Drittelstücken von zwey französischen Ellen verschickt werden. In verschiedenen Städten der österreichischen Niederlande, werden ebenfalls eine Menge der schönsten Batiste gemacht, als zu Nivelle, Courtray, Meenen u. a., auch in Deutschland jetzt an verschiedenen Orten, doch haben die französischen und niederländischen den Vorzug, und diese nennt man auch von der Stadt Cambray, im deutschen Cammertuch, und englisch Gambricks.

---

## Einführung des Mahoganyholzes in Europa.

Dr. Gibbons, ein berühmter Arzt in London, der zu Ausgange des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts lebte, hatte einen Bruder, der westindischer Schifskapitain war, und einige Bohlen von diesem

Holze als Ballast mitbrachte. Er gab sie seinem Bruder, der sich eben ein Haus bauen ließ. Die Zimmerleute aber fanden das Holz zu hart zum Bearbeiten, und so ward es eine Zeitlang als unnütz auf die Seite geworfen. Bald hernach brauchte die Frau Gibbons einen Lichtkasten, und der Doktor ließ seinen Tischler, Wollaston, rufen, ihm einen aus dem Holze zu machen, das in seinem Garten lag. Wollaston klagte gleichfalls, das Holz sey zu hart. Der Doktor antwortete, er müsse stärkeres Arbeitszeug dazu nehmen. Der Kasten wurde gemacht, und gefiel so sehr, daß sich der Doktor einen Schreibtisch aus eben dem Holze machen ließ, und die schöne Farbe, Politur u. s. f. gefielen ihm ungemein, so daß er alle seine Freunde einlud, den Schreibtisch zu sehen. Unter diesen war auch die Herzogin von Buckingham, die sich etwas von dem Holze ausbat, und sich durch Wollaston gleichfalls ein Bureau daraus verfertigen ließ. Hierdurch

breitete sich der Ruhm sowohl des Holzes als des Tischlers immer weiter und allgemeiner aus.

---

## Ueber die Sitte, mit bloßem Kopfe zu gehen.

Die letzten Tage des Herbstes sind immer gefährlich für die Gesundheit. Der geschwinde Uebergang von der gelinden Witterung, zu der ersten Winter-Kälte, stört den regelmäßigen Gang der Ausdünstung, und verursacht sonderlich den Ausfluß einer zähen Feuchtigkeit durch die Nase, oder kürzer den Schnupfen. Von dieser Unpäßlichkeit pflegen vorzüglich Personen von zarter Complexion befallen zu werden, die gegen die Wirkungen der Luft nicht abgehärtet sind. Der Gebrauch sich in warme Zimmer einzuschließen, und den Kopf sorgfältig zu bedek-

ken.

ken, sichert nicht davor. Das einzige Mittel von gutem Erfolg ist: sich gegen die Veränderungen der äußern Luft abzuhärten, im blossen Kopf, aufs Feld spatziren zu gehn, und diesen Theil des Körpers des Nachts bloß mit einem simplen Tuch zu bedecken; oft sind dadurch Flüsse und Zahnschmerzen gehoben worden, welche andre übelverstandene Mittel nur vermehrten. Die Revolution, welche in unsern Tagen in den Grundsätzen der Erziehung vorgegangen ist, hat auch hier manche heilsame Einflüsse gehabt. Die mütterliche Zärtlichkeit ist jezt weit erleichteter geworden. Man sieht mit ruhigem Blick seine Kinder mit fliegenden Haaren und blossem Kopf, in der strengsten Kälte umherlaufen und spielen. Wie würden unsre guten Vorfahren, gegen eine solche, nach ihrer Meinung höchstschädliche, Methode, geeifert haben! aber Vernunft und Erfahrung beruhigen uns darüber. Diese Mode erstreckt sich sogar bis auf den Kopfputz des schönen Ge-

schlechts. Man verabschiedet alle lästigen Zierrathen, und ein natürliches ausgebreitetes Haar, ist für die Gesundheit und körperliche Grazie, gleich vortheilhaft. Die Meinungen der verschiedenen Völker über die Schmückung des Hauptes, und über die Art die Haare und den Bart zurecht zu machen, abzuschneiden oder wachsen zu lassen, weichen sehr merklich von einander ab. Jede Nation schilt auf die Mode, die sie nicht angenommen hat. Aber es ist gar nicht schwer zu entscheiden, welche von diesen Moden die heilsamste, in Rücksicht auf warme oder temperirte Himmelsstriche sey. Schon Herodot hat diese Frage vor vielen Jahrhunderten, durch Vergleichung der alten Egypter und Perser, gelöset. Er bemerkt, daß bey ersteren, deren Kopf immer entblößt war, dieser Theil sich in einem weit compactern, und der äußern Einflüsse unfähigern Zustand befand, hingegen schwächlich und kränkelnd bey den Persern wurde, die ihn sorgfältig bedeckten. Die

Statuen der alten Römer beweisen, daß sie gleichfalls dies eingesehn, und letzteres zu verhüten gesucht haben. Doch die Vernunft ist nicht immer hinreichend, uns von einem Vorurtheil zu bekehren: aber weniger widersteht man, dem Beyspiel großer Männer. Hannibal und Julius Cäsar giugen beständig im bloßen Kopf, sowohl im brennendsten Sonnenschein als im Regen, weil sie überzeugt waren, daß man alsdann nur von der schlechten Witterung nichts zu befürchten hat, wenn man ihr Trotz bieten lernt. Weder Kälte noch Regen konnten den König der Numidier, Masinissa, bewegen, sein Haupt zu bedecken. Kaiser Severus hatte seine Hirnschaale endlich so abgehärtet, daß er im größten Schneegestöber in bloßem Kopf blieb. Diese Beispiele sind aus der Geschichte berühmter Krieger genommen. Machen aber gleich nicht alle Personen Ansprüche auf den Ruhm der Waffen, so ist uns doch allen unendlich daran gelegen, eine dauerhafte und feste Gesundheit zu erlangen.

## Handschuhe.

Die Handschuhe sind ein sehr altes Kleidungsstück. Die ersten waren ohne Finger. Erst im Mittelalter fieng die Geistlichkeit an dergleichen zu tragen. Das Geschenk eines Handschuhes war in alten Zeiten das Zeichen des übertragenen Eigenthums, der hingeworfene Handschuh eine Ausforderung. Den königlichen Richtern in Frankreich war verboten, ihre Sitzungen, mit Handschuhen an den Händen, zu halten. Man verfertigt Handschuhe von Leder, Tuch, Wolle, Baumwolle, Leinen, Zwirn, Seide rc., desgleichen Pelzhandschuhe. Gewebte oder gestrickte Handschuhe von Wolle, die zugleich gewalkt sind, pflegt man Kastorhandschuhe zu nennen. Zu den Lederarten, welche zu Handschuhen tauglich sind, gehört vornähmlich das Gems- und Dammhirschleder, welches das feinste ist.

dann folgt das Reh- Bock- Kalb- Ziegen- Hammel- und Schaafleder. Die ledernen Handschuhe sind entweder Waschhandschuhe, oder solche, die nicht gewaschen werden können, und die man auch couleurte Handschuhe zu nennen pflegt, weil man sie zuweilen zu färben pflegt. Man nimmt zu den ungewaschenen, weißgraues Schaaffell, (welches die schlechtesten sind) oder feines Lamm- und Ziegenleder, oder dänisches braunes Leder, oder weißes französisches Leder, woraus die glasirten Handschuhe gemacht werden. Waschhandschuhe können blos aus solchem Leder verfertigt werden, welches mit Thran gar gemacht, und in den Werkstätten unter dem Namen des sämischen Leders bekannt ist. Frauenzimmer-Handschuhe werden beständig aus dem Ganzen zugeschnitten, den Daumen ausgenommen, denn dieser wird bey allen Handschuhen besonders zugeschnitten und eingesetzt, und bey den Stulpenhandschuhen der Mannspersonen, die Stulpe

gleichfalls. Das Zuschneiden wird jederzeit durch ein aufgelegtes papiernes Muster erleichtert. Man pflegte sonst im Sprüchwort zu sagen, daß wenn ein Handschuh gut seyn sollte, so müßten drey Königreiche dazu beygetragen, Spanien das Leder bereitet, Frankreich ihn zugeschnitten, und England ihn genähet haben. Die besten weißen französischen Handschuhe werden jetzt zu Paris und Vendome verfertigt. Vor diesem trug und verführte man viel parfumirte Handschuhe, aus Spanien und Neapel, die berühmtesten waren die Handschuhe von Neroli und Frangipani; diese Mode ist ziemlich abgekommen. Die Handschuhe von Hühnerhaut, die man zu Rom macht, sind so dünn und leicht, daß ein Paar in eine große Nußschaale geht. Man verschicket sie mehr zur Curiosität, als zum Gebrauch. Man hält die italiänischen Handschuhe, sonderlich die von Turin, nach den französischen für die besten. Die englischen Waschhandschuhe, vorzüglich die

schönen Hirschledernen, sind sehr berühmt. In Deutschland schätzt man die aus Berlin, Hanau, Magdeburg, Halle, Dresden, Innsprük. In Dännemark wird insonderheit zu Randers, in Nord-Jütland diejenige Art lederne Handschuhe verfertigt, welche man randersche Handschuhe nennt, die eine so starke Farbe haben, daß man sie verschiedenemahl waschen kann. Die Handschuhe von Odensee in Fühnen werden weit und breit verschicket. Die Cassubischen Handschuhe kommen aus Hinter-Pommern, sind von Wolle, mit Fingern, und oben mit Franzen, weiß, und werden im Sommer und Winter getragen. Die Fausthandschuhe der Cassuben thun auf Winterreisen güte Dienste. Auch Island versendet eine Art gelber, wollener Handschuhe für Reisende und Bauersleute.

## Fingerhüte.

Eine kleine Kapsel, die auf die vordere Spitze des Mittelfingers der rechten Hand paßt. Aus angefeuchteter, schwarzer Erde macht man nach einem Modell die Stöpsel oder Modelle, über die hernach die Hüte gegossen werden. Alle diese kleinen Pyramiden von Erde werden in ein durchlöchertes Brett reihenweise gesteckt. Auf dieses kommt ein anderes Brett mit korrespondirenden Löchern, das wird darauf durch Schrauben festgemacht. Nun setzt der Arbeiter die Bretter erst zum Ofen hin, daß die Erde etwas trocken werde, und arbeitet unterdessen an einem andern. Indessen schmelzt auch das Meßing im Topf im Ofen. Der Kerl faßt dann den Topf oben an einem Ringe mit einer Zange, und gießt das fließende Meßing in das aufrechtstehende doppelte Brett, durch eine Oefnung, von oben ein.

Darauf läuft es in Rinnen, die ebenfalls aus Erde gemacht sind, zwischen den Reihen hinab. Zu jedem Hute ist eine kleine Querrinne, da fließt so viel hinein, als zu einem Hute nöthig ist, und so werden 150 Stück mit 5-6 Pfund Meßing auf einmahl gegossen. Sie kommen grob und halbvoll heraus und werden dann auf Mühlen zum Schleifen geschickt. Dies sind die gegossenen Fingerhüte. Die Materien daraus Fingerhüte gemacht werden, sind Gold, Silber, Kupfer, Stahl, Eisen, Meßing, Porcellan, Elfenbein und Horn. Die der Schneider und andere Handwerker, z. B. der Schuster, welche ihren Fingerhut Stämmring nennen, sind oben offen. Die elfenbeinernen Fingerhüte zum Goldspinnen, sind ebenfalls oben offen, und mit lauter an einander liegenden Ringlein überdreht, damit der Gold- und Silber-Lahn, mit dem seidenen Faden, in währendem Zusammendrehn, darüber laufen kann. Die meisten Fingerhüte werden in Holland,

Kölln und Nürnberg gemacht, und von da weit und breiit verschickt. Unter den französischen werden die von Blois am höchsten geschätzt, und in großen Parthien nicht nur nach Paris, sondern auch in fremde Länder versendet.

---

## Schneehandel am Etna.

Auf dem Berge Finocchio genannt, der zwar sehr ansehnlich, aber doch nichts weiter als ein Fortsatz des Etna ist, hat das Wasser eine Grotte gegraben, indem es durch die Lava sickerte, und die Puzzolana, die dieser Lava zur Schicht diente, wegwusch. Der Besitzer des Kantons fand, daß dieser Ort sich vortreflich zu einem Schnee-Magazine schicke: denn man bedient sich in Sicilien, Neapel, und hauptsächlich zu Maltha, in Ermangelung des Eises, des Schnees, um den Wein, Sorbet, und alle Liqueurs zu kühlen, und sonderlich

um Gefrorenes zu machen, was in allen heißen Ländern, so häufig genossen wird. Diese Grotte wurde an den Maltheser-Orden verkauft oder vermiethet, der, weil er auf den brennenden Felsen seiner Insel, weder Eis noch Schnee antraf, auf dem Etna verschiedene Höhlen miethete, wo eigene, von ihm dazu besoldete Leute, den Schnee sammlen und aufbewahren, und von Zeit zu Zeit nach Maltha schicken. Diese Grotte ist ebenfalls auf Kosten des Ordens dazu eingerichtet. Man hat Treppen angelegt, und zwey Arten von Brunnen gegraben, wodurch die Grotte Licht bekommt, und man den Schnee hinunter schüttet. Ueber der Grotte ist eine große Strecke eben gemacht, und mit Mauern umgeben, damit die Winde, die auf dieser Höhe sehr stark wehen, wenn sie den Schnee, von den höherliegenden Felsen wegführen, ihn in diesem Bezirk zusammenhäufen, wo er durch die Mauern aufgehalten wird. Man wirft ihn alsdann durch die obgedachten Oef-

nungen in die Grotte, wo er sich recht gut erhält, ohne daß die Sommerhitze ihn zum Schmezzen bringen kann, weil die Dicke des Lava-Gewölbes ihn genugsam schützt. Wenn die Zeit der Versendung herannaht, so thut man den Schnee in große Säcke, wo man ihn mit Gewalt hineinstampft, und vorher fest zusammen knetet: dieses Zusammenpressen giebt ihm eine Consistenz und macht ihn sehr schwer. Dann werden diese Säcke auf Menschen-Schultern aus der Grotte getragen, auf Maulthiere geladen, und so an das Ufer gebracht, wo kleine Schiffe, zu ihrer weitern Fortschaffung bereit liegen. Ehe man diese Schnee-Massen in die Säcke steckt, umwickelt man sie mit recht frischem Laub, damit dieses Laub sie während des Transports ans Seegestade, vor der Sonnenwärme schütze. Diese Schnee-Blöcke sind so fest zusammen gedrückt, und ihr Schnee so rein, daß man sie für das schönste, durchsichtige Crystall halten sollte.

Man treibt in Sicilien einen sehr wichtigen Schneehandel, der viele tausende von Menschen, Mauleseln und Pferden beschäftigt. Man legt auf den Gipfeln der höchsten Berge Magazine von Schnee an, von da man ihn in die Städte, Flecken, Dörfer und in alle Häuser verhausirt: denn niemand entbehrt desselben, weil man die Erfrischung des Getränkes in diesem heißen Klima für höchst nothwendig zur Gesundheit hält. Man fürchtet in diesen Ländern Mangel an Schnee, eben so sehr, als Mangel an Korn, Wein, Oel, 2c. oder andern Lebensbedürfnissen. Als Herr Houel 1777 zu Syracus sich befand, gebrach es an Schnee. Man erfuhr, daß ein kleines, damit befrachtetes, Schiff, in der Nähe vorbeysegele; man machte sogleich, ohne Anstand, Jagd darauf, und verlangte seine Ladung von ihm: auf die Weigerung des Schiffvolks, griff man es an, und eroberte es, wobey aber viele Syracusaner in dem Gefechte ihr Leben einbüßten.

## Von den Turnieren.

Turniere waren in den Zeiten, wo alles auf die Leibesstärke in den Kriegen ankam, Kampfspiele, durch welche der Adel seine Geschicklichkeit die Waffen zu führen, sehen ließ. Ihren Nahmen sollen sie von dem französischen Worte tourner haben, weil es dabey nöthig war, den Streichen des Gegners durch geschickte Wendungen auszuweichen: wiewohl einige ihren Nahmen und Ursprung von den Trojanischen Spielen herleiten, welche Aeneas seinem verstorbnen Vater Anchises zu Ehren in Sicilien anstellte, und in welchen die jungen Trojaner Wettrennen und Kämpfe hielten. Gewiß ists, daß die Turniere anfangs nichts anders als Waffenübungen waren, welche ganze Armeen hielten, besonders die Reuterey, worin damals die Stärke der Heere bestand. Nach und nach

aber maaßten sich die Fürsten und der Adel diese Kampfspiele allein an, und schlossen die Unadlichen davon aus. Es ist schwer zu bestimmen, wann diese Turniere eigentlich aufgekommen, oder vielmehr in eine ordentliche Form gebracht worden sind. Die Deutschen, Franzosen und Engländer machen sich die Ehre ihrer Erfindung streitig. Wenn die Geschichte des Königs Arthur und seiner Ritter von der Tafelrunde ihre Richtigkeit hätte, so wären die ersten Turniere in England gehalten worden, denn diese Ritter sollen schon turniert haben. Allein da die ganze Tafelrunde ihr Daseyn blos den alten Romanen zu danken hat, so sind, nach den meisten Schriftstellern davon, die Deutschen die Erfinder dieser Lustgefechte gewesen, denn fast alle stimmen darin überein, daß Kaiser Heinrich I. der Vogler genannt, das erste Turnier gehalten, bey welchem gewisse Gesetze gemacht wurden, die nachher bey allen Turnieren beobachtet worden sind. Rüxner, in

seinem bekannten Turnierbuche, beschreibt dasselbe ausführlich. Es ist nähmlich im Jahr 936 zu Magdeburg nach dem Siege des Kaisers über die Hunnen gehalten worden: doch behaupten andere, er habe bereits eins im Jahr 930 bey der Vermählung seines Sohnes Otto gehalten. Das gedachte Turnierbuch zählt von jenem Turnier an bis 1487, in Deutschland deren 36, die theils von Kaisern, theils von Fürsten, und theils von Kreisritterschaften, an verschiedenen Orten ausgeschrieben worden. Es sind aber deren, binnen dieser Zeit und nachher, ungleich mehrere gehalten worden. Die Franzosen schreiben die Erfindung der Turniere einem gewissen Godefroy von Preuilly zu, der im Jahr 1066 ermordet worden, und also ohngefähr hundert Jahre jünger ist, als das erste Turnier in Deutschland. Es hat aber dieser Preuilly blos Turniergesetze gemacht, oder vielmehr auf Befehl des Königs Philipp I. von Frankreich, die deutschen Turniergesetze ins Franzö-

sische übersetzt; wie man aus der Gleichheit derselben, mit den von Kaiser Heinrich I. errichteten, deutlich sieht. In England sollen die ersten Turniere unter den Königen Stephan und Heinrich II. im zwölften Jahrhundert gehalten, und die Gesetze dabey von König Richard I. ebenfalls nach den deutschen, eingerichtet worden seyn. Wenn aber wahr ist, was Rüxner den Rath Kaiser Heinrichs I. Meister Philipp, bey Abfassung der Turnierregeln sagen läßt, „daß er nähmlich mehrere Turniere gesehen und davon gelesen, welche vor Jahren in Britannien, in Gallia, in England und andern Provinzen gehalten worden," so sind die Turniere ohnstreitig weit älter, und man hat ihnen damals blos eine bessere Einrichtung und Ordnung gegeben. Die Turniergesetze oder Artikel, welche bey den Deutschen, Franzosen, Engländern und andern Nationen fast ganz einerley waren, setzten eigentlich blos fest, wer von Turnieren ausgeschlossen seyn sollte. Es waren ih-

ter 12, und folgende Personen wurden darin für unfähig zu den Turnieren erklärt: 1) Welcher von Adel gegen Gott oder die christliche Religion geredet oder geschrieben. 2) Wer von dem Kaiser oder Reich (König) verächtlich gesprochen oder feindlich gehandelt. 3) Wer Frauen oder Jungfrauen entehrt oder beschimpft habe. 4) Wer einen Meineid begangen. 5) Wer seinen Herrn verrathen oder ihn im Kriege verlassen. 6) Wer Kirchen, Klöster, Wittwen oder Waisen beraubt, oder ihnen das ihrige vorenthält. 7) Wer seinen Herrn oder dessen Gemahlin umbringt oder umbringen läßt. 8) Wer einen andern feindlich anfällt, ohne ihm die Fehde angekündigt zu haben, ingleichen wer Straßenräuberey treibt. 9) Wer neue Zölle ohne Erlaubniß anlegt. 10) Wer die Ehe bricht, oder eine Nonne schändet. 11) Wer Kaufmannschaft treibt, und 12) Wer seine adliche Geburt nicht mit vier Ahnen beweisen kann. Wer gegen einen von diesen Artikeln gehandelt hatte, wurde

nicht allein von den Turnieren ausgeschlossen, sondern es wurden ihm auch, wenn er sich darauf einfand, seine Waffen und sein Pferd genommen, und er der Quere auf die Schranken gesetzt. Oftmahls wurde er auch von den anwesenden Rittern mit der Fläche der Degen so lange geprügelt, bis die Damen für ihn baten. Die vornehmsten Gesetze, welche bey den Turnieren selbst beobachtet werden mußten, waren: Man durfte sich nicht der Spitze oder Schärfe des Degens bedienen, das Pferd des Gegners nicht verwunden, mit der Lanze bloß nach dem Gesichte oder dem Leibe seines Gegners stoßen, nicht mehr auf denselben losgehn, wenn er das Visier aufgezogen, oder wenn er den Helm abgenommen oder derselbe ihm entfallen war, nicht viele gegen Einen fechten, sich völlig gleicher Waffen gebrauchen. Meistens wurde eine gewisse Anzahl von Lanzenrennen und Schwerdthieben, etwa drey oder fünf von jeder Gattung, ausgemacht, nach welchen die beyden

Kämpfer aufhören mußten; und wenn sie in der Hitze fortfochten, wurden sie durch dazu bestellte Fußknechte oder Kreiswärter, mit Stangen, auseinander getrieben. Nach dergleichen einzelnen Gefechten, fochten auch oft ganze Haufen gegen einander, sowohl mit Lanzen als mit Schwerdtern. Die Turniere waren fast in allen europäischen Reichen gewöhnlich, und wurden gemeiniglich bey Geburten von Prinzen, bey Vermählungen fürstlicher Personen, auf Reichstagen, oder auch von vornehmen Rittern, blos zur Uebung in den Waffen angestellt, und jedermann, der turnierfähig war, dazu eingeladen. Es wurden dabey Schranken, wie auch Logen und Balkons fur die Damen oder Zuschauer vom Stande, ingleichen für die Trompeter nnd Paucker errichtet; Kampfrichter, welches meistens alte ehrwürdige Ritter waren, die selbst nicht mehr fechten konnten, ernannt; Preise für die Sieger ausgesetzt, die sie aus den Händen der vornehmsten und schönsten

Damen empfingen. Auch befanden sich Herolde dabey, welche die Wappen untersuchten, und die Einrichtung bey den Turnieren machten. Die Ritter selbst erschienen mit einem großen Gefolge von Schildknappen und Bedienten, die so wie sie selbst, prächtig gekleidet waren. Ueberhaupt war der Aufwand dabey so groß, daß viele in Schulden geriethen, und Gesetze zur Einschränkung der Pracht gemacht werden mußten. Auch durfte kein armer Ritter, der ohne Pracht erschien, deswegen verspottet werden. Die Waffen, deren man sich bey den Turnieren bediente, waren Schild, Lanze und Schwerdt, wozu bisweilen noch Dolch, Keule und Streithammer hinzugefügt wurden. Die Ritter waren mit einem eisernen Helm, dessen Visier herabgelassen werden konnte, mit einem Brustharnisch, wie auch mit Arm- und Beinschienen angethan, und saßen auf ihren großen Streitrossen, welches Hengste waren, denn auf Stuten oder Wal-

lgchen zu reiten, wäre einem Ritter Schande gewesen. Bisweilen wurde auch zu Fuß turniert, und zwar über den Schranken, da man statt der Lanzen Spieße oder Piken brauchte. Die Turniere dauerten verschiedene Tage hintereinander, und wurden gemeiniglich jeden Abend mit einer Mahlzeit und einem Balle beschlossen. Die Preise, oder der Dank, wie es in der damaligen Sprache hieß, welche die Ritter, die sich am besten gehalten hatten, nach dem Ausspruche der Kampfrichter bekamen, bestanden in goldnen Ketten, Degen, Sporen, Ringen und dergleichen, und in andern Dingen, als Kränzen, Federn, von geringerm Werth. Dafür hatte der Ritter die Erlaubniß, die Dame, aus deren Händen er den Dank empfing, zu küssen, und sie auf den Ball zu führen. Ueberhaupt hatte die Galanterie, nach dem Geiste der alten Ritterschaft, großen Antheil an den Turnieren: und mancher Ritter brach seiner Dame zu Ehren eine Lanze, bisweilen auch

wohl den Hals. Oft rannten Kaiser, Könige und Fürsten mit, die sich dann den Turniergesetzen ebenfalls unterwarfen. So hatte König Karl VI. von Frankreich, eine ausserordentliche Leidenschaft ür die Turniere, und setzte sein Leben oft in die größte Gefahr dabey, indem er sich mit den stärksten und geschicktesten Kämpfern maaß. Der traurige Zufall König Heinrichs II. ist bekannt, der, als er im Jahre 1558 mit dem Grafen von Montgomery eine Lanze brach, durch einen Splitter derselben, der ihm durch das nicht wohl verwahrte Visier ins Auge, und weiter ins Gehirn drang, sein Leben verlohr. Sonderbar war es, daß die Königin an dem Tage traurige Ahndungen hatte, und ihren Gemahl inständig bitten ließ, er möchte nicht rennen, der es auch versprach, aber mit Ausnahme dieses einzigen Ritts; und daß sich Montgomery lange weigerte, mit dem Könige, der sonst immer mit turnierte, zu rennen. In Deutschland haben nicht allein die Kaiser

Heinrich I., Maximilian I. und mehrere auf den von ihnen angestellten Turnieten mit gerannt; sondern auch Kaiser Karl V. hat noch auf dem bekannten Reichstage zu Worms im Jahr 1521, wobey sich die meisten Churfürsten und andere deutsche Fürsten befanden, in dem darauf gegebenen Ritterspiele, mit vielen derselben turniert, und Ehre eingelegt. Vor dieser Zeit erschien im Jahr 1495 ebenfalls auf einem Reichstage zu Worms, welchen Maximilian I. hielt, ein französischer Ritter, den der König von Frankreich dahin geschickt haben soll, und ließ durch seinen Herold ausrufen: daß wenn ein deutscher Ritter auf Leib und Leben um Gefängniß oder eine Rittergabe mit ihm kämpfen wolle, er dazu bereit sey. Als sich niemand von den anwesenden Deutschen fand, der die Ausforderung annehmen wollte, trat der Kaiser selbst den Kampf um ritterlich Gefängniß an, und überwand nicht ohne Mühe den französischen Ritter, der Claude Barre hieß. Man

kennt schon die Kühnheit dieses Kaisers aus mehreren Handlungen, so wie seine Neigung zu den Ritterspielen, die er mit verschiedenen Kampfstücken, oder Arten seinen Gegner zu überwinden, bereichert hat. Es gab aber zweyerley Gattungen von Turnieren, die eine zur Lust, die andere auf Tod und Leben. Jene hießen Turniere zum Schimpf, diese zum Ernst. Oft aber wurden aus Schimpfspielen Ernstgefechte. In den ersten wurden stumpfe Degen und schwache Lanzen ohne Eisen gebraucht; in den zweyten aber waren die Waffen scharf, auch die Ritter stärker geharnischt, und nicht selten endigten sich diese Turniere mit dem Tode vieler Kämpfer. Also blieben in einem solchen Scharfrennen zu Nuys, ohnweit Kölln, im Jahr 1240, sechzig Ritter und Schildknappen auf dem Platz. In einem Schimpfturniere, das die Ritterschaft vom Rheinstrom, im Jahr 1403, nach Darmstadt ausgeschrieben hatte, machten die Hessen und Franken einander bit-

tere Vorwürfe, worauf es zum Ernst kam, wobey 17 Fränkische und 11 Hessische Ritter ihr Leben verlohren, und das Turnier aufgehoben werden mußte. Auch in den Lustgefechten blieben nicht selten einige Ritter, oder wurden zu weiteren Kämpfen untüchtig, entweder durch die harten Streiche ihrer Gegner, oder wenn sie in ihren Rüstungen vom Pferde herunter gestochen wurden. Daher mußte jeder, der turnieren wollte, vorher beichten und Messe hören. Die sogenannten Scharfrennen wurden von den Päbsten bey Strafe der Exkommunikation für die Lebenbleibenden, und bey Versagung eines Begräbnisses auf den Gottesäckern für die Getödteten, verboten. Ein solches Verbot wurde im Jahr 1139 in der lateranischen Kirchenversammlung gegeben, und nachher zum öftern erneuert. Als im Jahr 1175 Konrad, der einzige Sohn Marggraf Dietrichs von der Lausitz, in einem zu Wien gehaltnen Scharfrennen blieb, versagte ihm dessen eigner Ver-

zer, Erzbischof Wichmann von Magdeburg, ein ehrliches Begräbniß, bis die mit ihm verwandten Fürsten eidlich versprachen, keinem Scharfrennen mehr beyzuwohnen, noch in ihren Staaten dergleichen zu dulden. Demohngeachtet unterblieben sie nicht, wie denn Marggraf Friedrich der Strenge von Meißen, im Jahr 1330. zu Pegau, in einem solchen Turniere, worauf sich viele Fürsten und Herren befanden, mit einer scharfen Lanze in den Unterleib gestochen wurde, daß er beynahe davon gestorben wäre. Die Ausforderung zu den Gefechten geschah, durch Anrührung eines der in Schranken aufgehängten Ritterwappen oder Schilde, sowohl zum Schimpf als zum Ernst, worauf sich der Ritter, dessen Schild berührt worden, sogleich zum Kampf stellte.

Nun ist noch die Frage übrig: wann die Turniere aufgehört haben? Dieses ist nach Einführung des Schießgewehrs geschehen, durch welches der Krieg eine andere Gestalt

bekam, so daß nachher die Leibesstärke nicht mehr, als die Haupteigenschaft dazu, erfordert wurde. Doch sind die Turniere nicht in allen Ländern, zu einer Zeit, abgekommen. In Frankreich sind sie am frühesten, und zwar bald nach dem unglücklichen Tode König Heinrich II. aus der Mode gekommen, wiewohl noch zwey Jahre nachher der Herzog Heinrichl von Bourbon Montpensier, bey einem Turnier, durch einen Fall vom Pferde, sein Leben verlohr. In Deutschland haben sie sich länger erhalten, und es sind Beweise vorhanden, daß noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dergleichen gehalten worden sind, als 1616 zu Stuttgard, um dieselbe Zeit zu Heidelberg, und 1644 zu Baden. Eben so lange, wo nicht noch länger, haben sie in Italien gedauert, und man findet, daß im Jahr 1648, der große kayserliche General Montecuculi, auf einem zu Modena gehaltenen Turnier, das Unglück gehabt, seinen besten Freund, den Grafen Manzani, der wegen

seiner Geschicklichkeit in diesen Spielen berühmt war, mit der Lanze zu tödten. An die Stelle der Turniere, mit welchen der kriegerische Geist der Ritterschaft entwich, und sich bloß noch in Romanen erhielt, kamen an den Höfen die Caroussellrennen auf, welche weniger gefährlich waren, aber auch weniger Tapferkeit erforderten. Doch auch diese haben in den neueren Zeiten aufgehört, und die Kartenspiele haben nun den Platz der ehemaligen Ritterspiele eingenommen.

Zum Beschluß wollen wir noch einige merkwürdige Turniere anführen. Der berühmte Marschall Boucicaut von Frankreich schickte mit Erlaubniß des Königs 1390, während eines Waffenstillstandes mit England, Herolde in verschiedene Reiche, und ließ alle Personen von hohem Stande beiderley Geschlechts zu einem Turnier einladen, die Herren zum Fechten und die Damen zum Zusehen und Richten über die Gefechte. Es erschienen eine große Anzahl Ritter, unter an-

dern 120 Englische, und 40 Deutsche und Spanische. König Karl VI. beehrte dieses Turnier selbst, jedoch unerkannt, mit seiner Gegenwart. Boucicaut hatte zwey Französische Ritter, Namens Roye und Sampi, zu seinen Gehülfen, und diese drey wollten es mit allen Rittern, die sich einfanden, aufnehmen. Das Turnier sollte 30 Tage dauern, und alle Tage, die Freytage ausgenommen, turniert werden. Der Kampfplatz war in der Ebene zwischen Calais und Boulogne, woselbst verschiedene prächtige Zelte aufgeschlagen waren, und Boucicaut trug alle Kosten dabey, welche sich ziemlich hoch belaufen haben müssen, sowohl wegen der prächtigen Equipagen, als auch wegen der ofnen Tafeln, Konzerte und dergleichen, welche täglich gegeben wurden. Die meisten fremden Ritter wollten nicht bloß zur Lust turnieren, und forderten daher die Französischen zu Ernstgefechten auf. Viele Kämpfer wurden dabey verwundet, Boucicaut selbst und Roye

lagen 9 Tage an ihren Wunden darnieder, während welcher Zeit Sampi die Gefechte allein bestehen mußte. Als auch dieser verwundet wurde, traten jene, ob sie gleich noch nicht ganz geheilt waren, wieder auf den Kampfplatz. Der Ausgang war, daß alle fremde Ritter den drey Französischen die Ehre des Siegs zugestanden. Im zwölften Jahrhundert schrieb ein Französischer Prinz, Gottfried Plantagenet, ein Turnier in der Normandie zwischen den Normännern und Engländern aus, und stellte sich, weil sich wenig Engländer einfanden, auf die Seite derselben. Diese trugen auch durch die Tapferkeit des Prinzen den Preis davon. Die Normänner wurden aber hierüber so erbittert, daß sie die Engländer zu einem scharfen Turnier herausforderten, nachdem sie einen gewaltigen Riesen, der übers Meer gekommen war, zu ihrem Beystand bekommen hatten. Dieser Riese führte eine Lanze von der Länge und Stärke eines Weberbaums, stellte sich auf

einen Hügel, und forderte, als ein zweyter Goliath, mit einer schreklichen Stimme die Engländer zum Streit auf. Als niemand aus Furcht vor ihm erschien, ritt ihm Gottfried selbst entgegen, ward aber von dem Riesen mit der Lanze durch Schild und Küraß gestochen, daß das Blut bis zur Erde floß. Dem ohngeachtet blieb der Prinz fest im Sattel und versezte dem Riesen einen solchen Stoß mit der Lanze, daß er vom Pferde fiel, sprang hierauf selbst vom Pferde und hieb ihm den Kopf ab. Im Jahr 1263 gab der Marggraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, Heinrich der Erleuchtete, ein Turnier zu Nordhausen; das mit vieler Pracht vollzogen wurde. Der Kampfplatz stellte einen Lustgarten vor, in dessen Mitte ein silberner Baum stand, der Blätter von Gold und von Silber trug. Derjenige Ritter, welcher die Lanze seines Gegners brach, bekam ein silbernes Blatt, und wer seinen Gegner aus dem Sattel hob und selbst sitzen blieb, ein

goldenes. Auf einem im Jahr 1226 zu Merseburg gehaltenen großen Turniere, erschien ein Thüringischer von Adel, Walther von Sattelstädt, mit einem schönen Frauenzimmer, das einen Sperber auf der Hand trug, und ließ ausrufen, wer ihn aus dem Sattel heben würde, sollte dieses Fräulein haben, wer es aber nicht vermöchte, sollte ihr einen goldnen Ring geben. Als ihn nun keiner aus dem Sattel heben konnte, blieb das Frauenzimmer sein, und hatte so viele Ringe bekommen, daß sie alle Finger damit vollstecken konnte. In der Gothaischen Bibliotheck befindet sich ein Mannscript, oder vielmehr Gemäldebuch, auf Pergament, in länglichem Quartformat, worin die Rennen des Pfalzgrafen Wilhelm, vom Jahr 1510 bis 1544, mit schönen Farben gemalt und kurz überschrieben sind. Der Verfasser desselben nennt sich auf der letzten Seite: Hans Schenkh, Pfalzgräflichen Wappenmeister; die Gemälde aber sind von dem auf dem ersten Bilde genann-

ten Herrn Osdentaffer. Es sind deren 32 oder vielmehr 64, auf jedem befindet sich der Pfalzgraf zu Pferde, wie er theils mit der Lanze, theils mit dem Schwerdte turniert, und gegenüber sein Gegner. Bey jedem steht der Nahme und das Wappen. Die Kleidungen des Pfalzgrafen und seiner Gegner sind, so wie die langen Decken ihrer Pferde, überaus prächtig und voller Sinnbilder, als, einmahl ist die Pferdedecke des ersten mit lauter Herzen, die an Ketten liegen, ein andermahl mit lauter Narren, und wieder ein andermahl mit lauter Schlüsseln, die seines Gegners aber mit lauter Schlössern geziert, welche Zierrathen vermuthlich darauf gestickt gewesen sind, und ihre Beziehung gehabt haben. Auf einigen Gemälden sticht der Pfalzgraf seinen Gegner vom Pferde, auf andern wird er selbst herunter gestochen, und auf noch andern fallen beyde herab. Ueber einem Gemälde, wo beyde herunter fallen, steht: „Anno Domini 1513, am Pfingstag nach

unsrer Frauen Lichtmeßtag, rennt mein gnädiger Herr, Herzog Wilhelm, zu Landshut, mit Hildebrandt Kitschner, und trafen beyde wohl, und fielen auch beyde behend, so daß mein gnädiger Herr seinen rechten Arm vor dem Ellebogen entzwey brach, wie dann das Gemählde hier unten klar anzeigt."

---

## Arrack.

Arack, Arrack, Rack, ist eine bekannte Art starken Brannteweins, welcher aus Ostindien gebracht wird.

Die eigentliche Art der Zubereitung dieses berühmten Getränkes, welches hauptsächlich zum Punsch genommen wird, ist noch nicht völlig bekannt. Gewöhnlich glaubt man, daß er aus Reiß und Saft der Cocosnüsse bereitet wird. Nach Lockyer ist der Nahme Arack ein indianisches Wort, womit man alle Arten von gebrannten Wassern

beleget: da man auch die englischen Brannteweine, die nach Ostindien hingeführt werden, daselbst englischen Arack nennet.

Unser Arack soll indessen nichts anders seyn, als ein abgezogenes starkes Wasser, aus einem Pflanzen-Safte, welcher Toddy genennet wird, und aus dem Cocos-Nußbaum, durch einen Einschnitt in die Rinde, so wie bey uns der Birkensaft erhalten wird. Die Sineser nehmen öfters darunter eine Art Ungeziefer, die im Meere schwimmet, (im niederländischen Squallen genannt) wovon der Arack sehr stark, aber auch höchst ungesund wird.

An sich selbst soll der Toddy schon ein angenehmer Trank seyn, wenn er noch frisch ist; die ihn aber nicht gewohnt sind, laxiren davon. Wenn er alt wird, steigt er in den Kopf, und endlich wird guter Essig daraus.

Die Engländer in Madras pflegen ihn, statt des Sauerteiges, zu ihrem Brodt zu nehmen.

Die vorzüglichsten Sorten des Arack bekommt man aus Goa, und aus Batavia, in Ostindien. In Goa giebt es dreyerley Arten; einmahl, zweymahl, dreymahl abgezogenen. Der zweymahl abgezogene, wird am meisten auswärts geführt, und ist, im Vergleich mit dem batavischen Arack, ein ganz schwacher Branntewein, indessen wird er wegen seiner eigenthümlichen und angenehmen gelben Farbe, einem jeden indianischen Arack vorgezogen. Man schreibt dieses den irdenen Gefäßen zu, die man in Goa zum Abziehen braucht. In Batavia geschieht dieses hingegen in kupfernen Gefäßen.

Arack de Goa kauft man gewöhnlich von den Engländern, Arack de Batavia aber von den Holländern. Anis-Arack ist auch ein seltener Anisbranntewein, welcher von den Holländern aus Sternanis (Illicium anisatum) gewonnen wird.

Parier-Arack, der in Madras bereitet wird, so auch der anderwärts verfertigte

sogenannte Columbo- und Quilone-Arack, sind außerordentlich stark und hitzig. In Europa werden diese Sorten nicht sehr geschätzt, und daher selten zu uns gebracht. Desto größere Liebhaber davon sind die Landeseinwohner.

Seitdem der Punsch in Deutschland allgemeiner geworden, seitdem hat der Debit des Aracks auch sehr zugenommen. Indessen ist es mehr als zu bekannt, daß man bey uns nur zu oft Franzbranntewein, statt des Aracks verkauft, und erstern auch zum Punsche gebraucht. So weit Herr Professor Fabri, aus dessen Magazin dieses genommen ist. Die Sineser bereiten auch einen Arack aus dem Saft des Blüthenbüschels des Cocos Baum's. Wenn dieser Büschel noch in seiner Hülse steckt, so binden sie solche mit einem Faden, und machen nahe am Gebinde einen Einschnitt, wo sie ein Gefäß oder Bambusrohr befestigen, um den herausdringenden, weinartigen, und angenehmen, Zucker-Saft

aufzufangen, den sie dann gähren lassen, und Arack daraus distilliren.

---

## Italiänische Käse.

Die Parmesankäse werden in dem ganzen Strich Landes gemacht, der zwischen Parma und Mayland liegt. Die Kühe kommen meistentheils aus der Schweitz oder Graubündten. Man kauft sie dreyjährig, und sie können 12 bis 15 Jahr dienen. Im Junius, Julius, August, treibt man sie auf die Berge; im Winter füttert man sie mit Heu, und giebt ihnen Salz. Die im Winter gemachten Käse werden am wenigsten geschätzt, weil die Kühe alsdann säugende Kälber haben, und man die Milch von drey oder vier Molken miteinander vermischen muß. Man theilt den Kuhkäse in Fromaggio und Stracchino. Die erstere Sorte besteht aus Milch, von welcher der Rahm abgeschöpft worden, die geronnen

und durch Pressen noch mehr condensirt ist; man nennt sie zu Brescia Cascio magro, und macht wenig daraus. Man braucht dreizehnmahl mehr Milch dazu, als das Gewicht des Käses beträgt: Z. B. 750 Pfund Milch, zu einem Käse von 58½ Pfund. Der Stracchino wird von Milch gemacht, der man den Rahm gelassen hat; und blos durch sein eigenes Gewicht gepreßt. Er ist fett, lecker, und weißer als der Fromaggio. In Brescia nennt man ihn Cascio grasso, oder a tutto butiro, und braucht eilfmahl so viel Milch darzu, als der Käse wiegt: nemlich 535 Pfund Milch zu einem Käse von 58½ Pfund. Man hat zwey Arten Stracchino: von einem Rahm, d'un sol fior di latte, und von zweyen. Beym letztern wird, ehe der Läb hinzu kommt, noch einmahl so viel Rahm dazu geschüttet. Diese Stracchini sind delikater von Geschmack, verderben aber leichter als die ersteren. Cascio marzolino heißt in Toskana eine süße Käseart, weil sie besonders im März gemacht wird.

Zu den Mascarponi kommt bloßer Rahm. Man schätzt vorzüglich die Mascarponi, welche in Vafrio verfertigt werden, einem anmuthigen Strich Landes, welcher in der Gegend liegt, wo die Martesana aus der Adda fließt. Man versendet sie mit der Post nach Wien, wo sie auf die größten Tafeln kommen. Die Cascioli und Raviggiuoli, werden aus Schaaf- oder Ziegenmilch gemacht. Die besten und treflichsten Käse, welche im May und auf den Bergen gemacht worden sind, werden in Baum- oder Leinöl aufbewahret, das vorher durch Feuer wohl geläutert worden. Sie erhalten sich so nicht allein ohne die mindeste Gefahr, sondern bekommen auch noch mehr Delikatesse und Geschmack. Die Käse von Brescia gehören in Italien mit unter die, welche am meisten geschätzt werden; auch treibt man dort einen starken Handel damit. Man giebt ihnen bloß vier Finger Höhe, damit das Salz sie leichter durchdringe.

## Die leuchtenden Blumen.

Herr Haggeren, Lehrer der Naturgeschichte in Schweden, nahm bey gewissen Blumen folgendes äußerst sonderbare Phänomen wahr.

Er sah eines Abends von einer Ringel- oder Goldblume (Calendula officinalis) eine kleine Lichtflamme emporsteigen, die wechselsweise bald wieder verschwand, und gleich darauf wieder von neuem aus der Blume hervorschoß.

Ueber diese ganz ungewöhnliche Erscheinung in Erstaunen und Verwunderung gesetzt, beschloß er die Sache so genau wie möglich, zu untersuchen, und, um sicher zu seyn, daß ihn sein Gesicht nicht betrüge, mußte sich ein anderer, mit dem er die Abrede nahm, daß er ihm so bald er das Licht sähe, gleich ein gewisses Zeichen geben sollte, dicht neben ihm stellen. –

Beyde sahen gleich darauf in eben und demselben Augenblick die Flamme wieder von der Blume in die Höhe steigen. —

Auf Ringelblumen von Orange- oder Feuerfarbe, erschien sie jedoch allemahl weit heller, lebhafter und größer, als auf blaß-gelben Blumen.

Auf einer und derselben Blume zeigte sich das Licht oft zwey bis dreymahl, schnell hinter einander, dann aber erst wieder nach Verlauf von einigen Minuten.

Leuchteten mehrere Ringelblumen auf dem nemlichen Platze, zu gleicher Zeit, so konnte man ihr Licht noch in einer ziemlich weiten Entfernung sehen.

Man bemerkte dieses Phänomen in den Monathen Julius und August, gleich nach oder auch bey Sonnenuntergange, wenn die Atmosphäre rein und heiter war, und es dauerte solches etwa eine halbe Stunde. — Hatte es den Tag geregnet, oder war die Luft sonst trübe und

mit Dünsten geschwängert, so sah man keine Flammen auf den Blumen.

Nachfolgende Blumen geben in folgender Ordnung mehr oder weniger lebhafte Flammen von sich.

1) Die schon erwähnte Ringelblume (Calendula officinalis).

2) Die indianische Kresse (Tropaeolum Majus).

3) Die Orangenlilie (Lilium bulbiferum).

4) Die indianische Nelke (Tagetes patula et erecta).

Zuweilen bemerkt man auch auf der Sonnenblume (Helianthus annuus) dergleichen Flamme. Jedoch scheint überhaupt, zur Hervorbringung dieses Lichts, die hochgelbe oder Feuerfarbe schlechterdings nothwendig zu seyn, denn auf Blumen von jeder andern Farbe bemerkt man es nie.

Herr Haggeren glaubte anfänglich, daß vielleicht gewisse kleine Insecten, oder phosphorische Würmer die Ursache davon seyn

könnten: allein ungeachtet er die Blumen aufs genauste und sorgfältigste mit einem guten Microscop untersuchte, fand er doch weder Insecten noch phosphorische Würmer darauf.

Aus der Schnelligkeit, mit welcher das Flämmchen hervorschießt, und aus andern Umständen, läßt sich schließen, daß dieses Phänomen seinen Grund in etwas Electrischem habe.

Es ist bekannt, daß, wenn die Staubfäden (Stamina) einer Blume angefüllt sind, die Staubbeutel (Antherae) welche oben an der Spitze der Staubfäden sitzen, vermöge ihrer Elasticität, bersten und aufspringen; womit man nun noch ein gewisses electrisches Wesen verbinden könnte, um sich die Sache desto erklärbarer zu machen. Allein, Herr Haggeren fand, nachdem er die Flamme auf der Orangenlilie, deren Antheren bekanntlich von den Blumenblättern (Petalis) ziemlich weit entfernt stehen, genau beobachtet hatte,

daß das Licht allein von den Blumenblättern herkomme, und daraus schließt er, dieses elektrische Feuer werde von dem Staubbeutel verursachet, welcher indem er aufspringt, an die Blumenblätter (Petala) fliegt.

Doch die Ursache hievon mag seyn was sie immer wolle, die Erscheinung ist und bleibt allemal äußerst sonderbar.

---

## Naturgeschichte.

### Die Auster.

Dieser bekannte Schaalenfisch, der im Meere wächst, besteht aus fünf Theilen; 1. den beyden Schaalen, 2. dem Wirbel oder Kamm, 3. dem zarten Fleisch um den Wirbel, welches das leckerste an der Auster ist, 4. dem Bart, und 5. seinem natürlichen Salzsafte. Einige Austern sind zur Fortpflanzung ihres Geschlechts geschickt, andere nicht. Man

erkennt die ersteren an dem kleinen, schwarzen, franzenartigen Bogen, der sie umgiebt, und sie sind saftiger vom Geschmack. Die Bewegung dieses Fisches ist sehr einfach; sie besteht bloß in Oefnung der beyden Schaalen, um seine Nahrung, das Meerwasser, in sich zu ziehen, worauf er solche wieder verschließet. Im Junius, wo die Austern am seltensten zu finden sind, pflanzen sie sich, auf dem Grund der See, durch Auslassung ihrer Eyer oder ihres Laichs fort, der wie ein Tropfen Leim aussieht, und sich sogleich im Meere an Alles, oft an Austern selbst ansetzt. Diese Eyer, durch das Vergrößerungsglas betrachtet, sind nichts anders, als vollkommne, kleine Austern, die schon in zweyschaaligen Muscheln stecken. Eine große Menge, kleine, röthliche Würmer, füllen um diese Zeit die Austern, und sind ihre Geburtshelfer, indem sie die Theile die zur Eyerlegung bestimmt sind, auf eine gewisse, uns unbekannte, Art, reitzen und in Bewegung setzen. Diese Würmer sind

nicht die einzigen, welche sich in der Auster aufhalten, sondern es giebt deren noch eine große Anzahl anderer, die wir mit verzehren, und uns wohlschmecken lassen. Einige, weißliche, von der Dicke einer Nadelspitze, haben, durch ein Vergrößerungsglas gesehen, 25 gespaltene Füße; andre, röthliche, haben eine Hunds-schnautze, wieder andre sind bunt, und ihr Kopf ist wie der Kopf der Schollen. Auch entdeckt man dicke, graue Würmer, mit Hör-nern wie die Schnecken ꝛc. Diese letzte Art giebt keinen Glanz von sich, hingegen die er-steren leuchten mit einem phosphorischen, vio-letten Lichte. Sie zerfließen bey der gering-sten Berührung, in eine stinkende, wäßrige Materie, die, wenn man sie an den Finger bringt, wohl 20 Minuten schimmert. Schüt-telt man die Schaale, daß die Thierchen auf den Boden fallen, so ist es, als ob ein Stern in Funken zerplatzte, und dieses Funkensprü-hen dauert wohl 20 Sekunden, vermuthlich weil diese Thiere, wie die Karpfen bald mit

dem

dem Kopf bald mit dem Schwanz schlagen. Die Austern halten sich vorzüglich auf den Sandbänken, und Meerfelsen, und an den Mündungen der Flüsse auf. Die Einwohner der Landschaft Scheschian in China, sollen, wie einige Reisende erzählen, die Austern stoßen, und sie gepülvert, auf künstliche gewässerte Wiesen, wie andern Saamen säen. Auf diesen Wiesen wachsen dann, wenn sie von den salzigen Gewässern überschwemmt werden, gute Austern für ihre Tafeln. Auf den antillischen Inseln geschieht es sehr oft, daß, bey stürmischem Wetter, das Meer weit ins Land hinein schlägt, und die Austern die es mit sich führt, an Bäume und Gesträuche hängt, so, daß die Aeste unter der Last brechen möchten. In Cayenne, pflegt man solche, mit Austern behangene Aeste und Wurzeln, auf die Tafeln zu setzen. Die Austern sind eine Speise, die seit vielen Jahrhunderten üblich ist. Die Römer liebten sie sehr, fingen ihre Gastereyen mit Austern an,

und beschlossen sie mit Austern. Seneca war aber kein Liebhaber von ihnen, und Cicero rühmt sich auch, daß er ohne Austern leben könne. Der leckere Römer, Apicius, besaß eine besondere Kunst sie frisch zu erhalten. Er mußte sie aus Italien nach Persien dem Kaiser überschicken, und sie kamen so frisch an, als ob sie erst gefangen worden wären. Keine Speise ist einer schnelleren Fäulniß unterworfen, als die Auster, und keine Fäulniß ist abscheulicher. Da nun alle faulen Speisen unsrer Gesundheit nachtheilig sind, so ist auch keine mit mehr Vorsicht zu genießen. Man pflegt sie daher mit Säuren, die der Fäulniß wiederstehn, zu vermischen, und sie entweder mit Citronensaft, oder einem säuerlichen Wein zu speisen. Roh sind sie am gesündesten, weil sie dann ihr flüchtiges Salz nicht verloren haben. Auch hält man sie, gelbsüchtigen, blutreichen, und gichtischen Personen für zuträglich. Im Sommer, und wenn sie gelaicht haben, sind die Austern krank, und

das Zeichen davon ist, daß sie inwendig bläulich sind, und locker in der Schaale schlackern. Die Polizey in England, Spanien, Frankreich rc. untersagt um diese Zeit ihren Genuß. In Paris dürfen die Austern, blos vom 10ten September bis Ende Aprils, verkauft werden. Der Fünffingerfisch, der wie ein Spinnrad aussieht, ist der ärgste Feind der Austern. Er bricht in ihre Schaale, wenn sie solche eröfnen, und saugt sie aus. Eine Krabben-Art stellt ihnen ebenfalls nach: sie paßt den Augenblick ab, wo sie ihre Schaalen aufthun, wirft ein kleines Steinchen hinein, damit sie solche nicht wieder schließen können, und verzehrt sie als ihre Beute. Die englischen Austern, sonderlich die von Colchester, sind die besten, klein und fleischicht. Die größten werden zu Venedig, vorzüglich im Arsenal, gezogen. Die Hollsteinischen sind groß und fett. Die Hollsteinischen und Jütländischen sind in Deutschland die bekanntesten. In Holland schätzt man die Seeländi-

schen, welche bei Vließingen und Middelburg gefangen werden. In England hat die Admiralität die Gerichtsbarkeit über die Austerfischereyen. Im May dürfen die Fischer dort noch Austern herausholen, allein sie müssen die jungen Austern von der alten Schaale ablösen, und wieder ins Meer werfen. Nach dem Maymonat ist das Wegschaffen des Austersaamens, und das Austerfischen, bei harter Strafe verboten: es sey dann, daß man einige nähme, um sie in Austerteiche zu setzen; wo aber die Auster so groß seyn muß, daß ein Schilling in ihrer Schaale klappern könnte, wenn sie leer wäre. Dergleichen Austerteiche giebt es in Menge, um die Stadt Colchester. Man gewinnt von wenig Austersaamen, in Zeit von zwey bis drey Jahren eine Menge fetter Austern in diesen Teichen. Auch gräbt man Gruben oder Parks, drey Fuß tief, in salzige Sümpfe, die mit Salzwasser bey der Fluth gefüllet werden. Man läßt dies Wasser bis 1½ Fuß hoch ablaufen, und dann

gewinnt man Austern, die nach vier bis fünf Tagen ganz grün werden, und sich sechs bis acht Wochen halten. An der französischen Küste trift man Austern-Parks zu Saint-Vast, la Hogue, Port en Bessin, Courcelles, Dieppe, le Treport und Etretat. Die letzteren sind in Felsen gehauen, und wegen ihrer sinnreichen Einrichtung sehenswürdig. In Paris giebts Huitres de Chasse, Kasten-Austern, welche die Fischhändler auf Pferden herbeischaffen. Man zieht die letzteren als die frischesten und besten vor. Die von Etretat sind die vorzüglichsten. Auch die von Bordeaux, die einen schwarzen Kopf haben, sind von vortreflichem Geschmack. Man fängt die Austern bei der Ebbe mit schweren Netzen, oder dem Austerschaber, an dem ein Sammelkasten hängt, oder mit dem Schleppsack (Drague); oder mit dem Rechen ohne Sack. Man scharrt sie mit Schaufeln aus dem Strandwasser, oder bedient sich, bei klarem Wetter und stillen Wasser, langer hölzerner

Kneifzangen, womit man die größten wegzunehmen sucht. Um Minorka sind die Fischer gezwungen, viele Klaftern tief unterzutauchen, und sie mit Hämmern abzuschlagen. Oft büßen sie bei diesem Geschäfte, durch die Bisse der Seehunde, ihre Gliedmaßen ein.

Man verkauft die Austern entweder frisch in Schaalen, oder ausgestochen; in Fäßchen mit ihrem eigenen Wasser übergossen, oder eingemacht; in Fäßchen, mit Salz, Lorbeerblättern rc. Diese letztere Art ist die schlechteste. Aus den Austerschaalen wird an den Küsten ein vortreflicher Kalk gebrannt, und in den Apotheken eine Arzeney bereitet. Die Asche von den Austern macht die Zähne weiß.

## Anweisung Leinewand in wenigen Minuten zu bleichen.

Da die Kunst Leinewand in wenigen Minuten zu bleichen, und zwar besser und mit geringerem Verlust an Festigkeit, als nach dem gewöhnlichen langsamen Verfahren, noch immer Ungläubige, zumal unter den Damen findet, so steht vielleicht die Anweisung dazu hier nicht ganz am unrechten Ort.

Die erste Idee dazu hat wohl der berühmte Scheele gegeben. Dieser fand nemlich, daß die gemeine Salzsäure, wenn sie durch Abziehung über Braunstein ihres Brennbaren beraubt worden, (dephlogistisirte Salzsäure) viele Farben zerstöre. Diese Versuche machte der französische Chemiker Berthollet, der die Chemie ebenfalls mit Scheelischem Geiste behandelt, im Großen nach, und schlug diese

Säure zuerst zum Bleichen der Leinewand vor. Auf einen Theil dieser Säure werden vier, fünf bis sechs Theile Wasser genommen, die Leinewand hineingetaucht und einige Minuten darin gelassen, alsdann ausgewaschen, so ist sie gebleicht: und zwar wenn die Operation mit Geschicklichkeit verrichtet wird, (und wozu gehört nicht Geschicklichkeit?) so verliert sie nichts von ihrer Stärke, da sie nach dem gewöhnlichen Proceß ein Drittel davon verlieren soll. Es ist eigentlich ein Flecken-ausmachen. So würde man es nennen, wenn es um Hinwegschaffung eines grauen Flecks von einem Quadratzoll, aus der Leinewand, zu thun wäre. Was würde man aber von einem Menschen denken, der um einen Flekken von der Größe eines Quadratzolles aus der Manschette wegzubringen, diese einen halben Sommer hindurch auf einen Rasenplatz ausspannte, des Nachts vor Spitzbuben und am Tage vor Gänsen, Enten und Schweinen bewachte, immer begösse, zwi-

schen durch in heißer Lauge badete, und unter dem entsetzlichsten Geschwätze, wer weiß wie oft, bläuete? Und doch besteht die Oberfläche der grauen Leinewand aus lauter solchen Quadratzollen, und ihre Menge kann schlechterdings keinen, oder nur einen geringen, Einfluß auf die Zeit der Wegschaffung haben, da sie alle nothwendig zugleich behandelt werden müssen. Die dephlogistisirte Salzsäure hat sehr wenig ätzendes, sie bekömmt es aber, durch Ausziehung des färbenden Stoffes aus der Leinewand, wieder, daher die Behandlung Vorsicht erfordert. Ihr die nöthige Stärke zu geben, darf man nur den Versuch an einem kleinen Stückchen, das man von dem zu bleichenden Stücke selbst abschneidet, machen. Sicheren Nachrichten zufolge ist Herr Valette, ein Franzose, jetzt beschäftigt, eine solche Fabrik in England bei Liverpool zu errichten. Da diese Säure, verbunden mit dem Mineral-Alkali, unser Küchensalz und das Salz der See ausmacht,

folglich in hinlänglicher Menge da ist, alle Hemden und Manschetten der ganzen Welt zu bleichen, wenn die Chemie nur erst wohlfeile Mittel ausfindet, sie aus dem Seesalz zu scheiden; ja überdem das Mineral-Alkali, schicklich getrennt, von der andern Seite, unsern Glasfabriken von unendlichem Nutzen seyn wird: so wird man künftig dem Seewasser seine Untrinkbarkeit gern vergeben, wenn man bedenkt, daß es dafür auch das einzige Mineral enthält, das Eßbarkeit hat; das überdas nunmehr ein kräftigeres Schießpulver abgeben zu wollen scheint, wodurch so mancher Nationalproceß abgekürzt werden wird; und das endlich, (welches über alles geht,) den Stoff enthält, ein ganzes Tafelzeug in fünf Minuten zu bleichen.

Ob nicht am Ende die dephlogistisirte Salzsäure auch zu Bleichung der Haut angewendet, und darauf förmliche Gesichter-Bleichen gegründet werden könnten, die man jährlich bereisete, wie etwa die Ge-

sundbrunnen: dieses überläßt der Herausgeber gänzlich den Herren Berthollet und Valette, deren Landsmänninnen gewöhnlich auch dieser Bleiche mehr bedürfen, als die vom Himmel, ohne Salzsäure, gebleichten Damen seines eignen Vaterlandes.

---

## Das Schlittschuhlaufen.

Die Meister des Schlittschuhlaufens sind die Einwohner der Provinzen Holland, Friesland und Utrecht. Oft legt ein solcher Schlittschuhlaufer in Zeit einer Stunde, deren drey bis vier zurück. Diese Leibesübung, die man mit Recht als eine der stärksten und heftigsten betrachtet, und welche die Engländer, wenn sie in Holland sind, allen andern Wintervergnügungen vorziehen, wurde von den Holländern, wie Balduin behauptet, den Völkern des äußersten Nordens abgelernt, welche auf höl-

zernen Schlittschuhen, wie zum Beyspiel die Lappländer, Kamtschadalen, Samojeden, und die Einwohner von Canada, ihre Schneegefilde durchstreifen. Die Holländer, sonderlich die Einwohner von Waterland, Delftland, Rhynland, und die Schiffer von Korwyck, zeichnen sich durch die Leichtigkeit und Grazie aus, womit sie ihren Körper nach der Seite neigen, wo sie ihr à Plomb machen. Es giebt welche, die mit jedem Stoß oder Schub, einen Theil eines Zirkels von drey oder vier Toisen beschreiben; andre ritzen, mit dem Ende des Schlittschuhes, verschlungene Namen und artige Zeichnungen ins Eis. Die Friesen sind keine Liebhaber von solchen Künsteleyen; sie begnügen sich geradeaus zu fahren, auch sind sie sehr fest auf dem Eise, und legen in einer bestimmten Zeit den meisten Weg zurück. Noch in der Mitte dieses Jahrhunderts, waren selbst die vornehmsten Holländischen Damen, sehr geschickte Schlittschuhlauferinnen. Das Eis war mit Personen

von beiderley Geschlecht bedeckt. Man sah oft eine Dame vom ersten Range, die unter Wasser gesetztrn und mit dicker Eiskruste bedeckten Wiesen, in der Mitte von zwey Bauern durchlaufen, oder einen jungen Herrn vom Stande einer Bäuerin den Arm geben. Es war eine gar vorzügliche Gunstbezeugung, wenn man einer Dame die Schlittschuhe anschnallen durfte, und sie belohnte diese Mühe auf der Stelle durch einen Kuß. Allein diese Familiarität hat aufgehört, und der Holländische Adel hat angefangen, dieser alten Sitte untreu zu werden. Doch giebt es noch immer viele Damen, welche dieses Vergnügen lieben; auch alle Bäuerinnen und Bewohnerinnen des Landes fahren auf Schlittschuhen. Man sieht oft dreißig Personen hintereinander, nemlich funfzehn junge Pursche, jeder mit seinem Mädchen, die sich bei der Hand halten. Die erfahrensten und geschicktesten sind an der Spitze, oder beschließen den Zug, die schwächeren nimmt man in die Mitte. So

werden die Unerfahrnen von den andern mit fortgezogen, und die regelmäßige Bewegung dieser langen Reihe, giebt einen eignen und angenehmen Blick. Dieser Trupp hält nicht eher als an dem bestimmten Ort stille. Der Anführer beschreibt alsdenn einen halben Kreiß, alle Folgenden thun ein Gleiches. Läßt einer die Hand seines Nachbars fahren, so verliert er gewöhnlich das Gleichgewicht, und verwickelt alle die übrigen in seinen Fall. Um Kinder und Frauenzimmer, an den Annehmlichkeiten der Eisfahrt, Theil nehmen zu lassen, hat man kleine Schlitten erdacht, die auf langen, eisernen, vorn gebogenen Stäben, statt der Kufen stehn. Der Mann oder Liebling steht auf Schlittschuhen, hinter diesen Schlitten, die gewöhnlich für eine oder zwey Personen Platz haben, und schiebt sie schnell vor sich her. Man hat auch Kähne, zehn bis funfzehn Fuß lang, die Maste und große Seegel führen, und gleichfalls auf großen Schlittschuhen ruhen. Die Geschwindigkeit dieser Schlit-

schuhkähne, wenn der Wind in ihre aufgespannten Seegel stößt, übertrift alle Vorstellung. Sie scheinen über das Eis zu fliegen. In weniger als einer Viertelstunde legt man eine Meile zurück, und oft eine Viertelstunde in zwey Minuten. Allein die Fahrt in diesen Kähnen ist gefährlich, und verursacht durch die zu große Schnelligkeit, welche den Athem benimmt, oft gefährliche Krankheiten und Zufälle.

---

## Ueber Leckereyen.

Unter dieser Aufschrift, sind wir keinesweges gesinnet, einen Beytrag zum Kochbuch zu liefern: wenn es gleich seit einiger Zeit üblich ist, daß unser Geschlecht dem andern ins Handwerk fällt; und sich mit Dingen beschäftigt, welche unsere ernsthafteren Vorfahren, mit stolzem Selbstgefühl, dem Weiberregiment

überließen. Die Fertigkeit manches jungen Herrchens im Filetstricken ungerechnet, wem ist es nicht bekannt, daß Männer sich erdreisten, die Hausmutter in ihren Geschäften zu unterweisen; daß sie Lucinen vom Lager der Kreissenden entfernen, und ihren Beystand entbehrlich machen; daß sie, sonst dem Magnet der Schönheit so folgsam, jetzt selbst die Damen magnetisiren; daß sie endlich die Mysterien des weiblichen Luxus entweihen, und über die endlosen Verwandlungen der Putzgöttin Tagebücher halten! Um also keinem gehässigen Verdachte Raum zu geben, wiederholen wir unser freywilliges Geständniß, daß wir mit niemanden gemeinschaftliche Sache machen, um auf fremden Küsten Kaperey zu treiben. Wir lassen das schöne Geschlecht unangefochten im Besitz des Vorrechts, die edle Kochkunst nach Regel und Vorschrift, oder auf dem sichern Wege der Tradition, zu lehren: und begnügen uns hier nach Anleitung der menschlichen Natur, so wie sie uns

serer Erfahrung sich darstellt, von jenem verfeinerten Sinnengenuß, der seinen Sitz auf der Zunge hat, und von seinem Gegenstande, jedoch hauptsächlich nur, von den wohlschmeckenden Naturprodukten des Pflanzenreichs, zu handeln.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir zuerst etwas näher zu bestimmen suchen, welche Naturprodukte eigentlich unter diese Rubrik gehören, und als natürliche Leckereyen erwähnt zu werden verdienen. Es wäre kurz von der Sache zu kommen, wenn man geradezu sagen dürfte, die Natur habe auf Zunge und Gaum, die zarten Nervenwärzchen, in bestimmter Gestalt und beträchtlicher Menge, zusammengedrängt: damit sie durch mannichfaltigen Reiz gekitzelt, das angenehme Gefühl einer behaglichen Existenz, in schnellen und auffallenden Veränderungen erneuern sollten; und was jenen Reiz verursache, sey eigentlich lecker. Allein so wohlfeil läßt man uns nicht durchkommen;

und es muß noch etwas weiter ausgeholt werden.

Die Organisation des Menschen erscheint nemlich, bei verschiedenen Völkern, in einer so wesentlichen Abänderung, daß derselbe Gegenstand ganz entgegengesetzte Eindrücke verursachen kann. Auch der Kalmucke, der Tunguse, und Kamtschadale, wie nicht weniger der Neger und Amerikaner, haben gewisse Nahrungsmittel, die sie für lecker halten, und die wir nicht dafür gelten ließen. Wir wollen unsere Leser mit dem seltsamen Verzeichnisse derselben verschonen, und denjenigen, der etwa darnach neugierig seyn möchte, und seinem Magen etwas bieten könnte, an einen scharfsinnigen Menschenforscher verweisen, dessen unermüdeter Fleiß, ihm leicht mehr als hinreichende Befriedigung, gewähren dürfte. Hier gilt es nur die Frage, ob nun gar keine Regel vorhanden sey, nach welcher sich zwischen diesen Extremen ein allgemeines Urtheil fällen läßt? Wir alle kennen ein altes latei=

nisches Sprichwort, welches jeden Streit in Sachen des Geschmacks verbietet; und in der That versuchte man vergebens den Grönländer zu überreden, daß Thranöl nicht der wahre Göttertrank sey; so wie es wahrlich auch verlorene Mühe wäre, unsern Gaumen mit diesem ekelhaften Wallfischfette aussöhnen zu wollen. Die Organe sind verschieden, die Eindrücke müssen also verschieden seyn; und es bleibt uns weiter nichts als die Untersuchung übrig, welche von beiden Organisationen die vorzüglichste sey? Zwar, wissen wir wohl, daß einem jeden die seinige am besten gefällt, und sagen uns selbst zuerst, daß eine jede, für dasjenige, was sie im Gewühl der Erdewesen sollte, und für den Platz den sie ausfüllt, die zweckmäßigste ist. Aus diesem Gesichtspunkt aber, haben die verschiedenen Gattungen der Natur überhaupt keinen Rang, und das Sandkorn ist in seiner Art so vollkommen als Newton. Gleichwohl, wer zu wählen hätte, in der

unübersehbaren Fülle der Wesen, die zwischen diesen beiden Gränzpunkten liegen, würde der, die Fähigkeit zu unterscheiden und zu vergleichen vorausgesetzt, wohl etwas anders als die Menschheit, und zwar diese ihre höchste Stufe der Entwickelung, allen übrigen vorziehen? Doch wir eilen vorwärts, vielleicht mit allzu raschem Schritte. Die Receptivität der menschlichen Natur hat so einleuchtende Vorzüge, daß keine andere Erdengestalt ihr die Wahl streitig machen kann: nur zwischen Mensch und Mensch, wo die Schattirungen feiner, und die verschiedenen Ansprüche bedeutender sind, muß unser Urtheil noch wanken. Soviel Festigkeit gegen Hitze und Kälte, Wasser und Luft, und so mancher Sinn von durchdringender Schärfe, was nemlich der Wilde vor dem gesitteten Menschen voraus hat, beredete schon einmal einen Philosophen, es sey ungleich besser, nackt im Walde Eicheln zu fressen, als hinterm Ofen, in Schlafrock und Mütze, zu deraisonni-

ken: nur Schade, daß es ihn nicht auch zum Tausch bereden konnte.

Ein Weiser, der mit sich selbst im Widerspruch ist, wird uns aber schwerlich irren können, sobald wir mit demselben Maaßstab in der Hand, womit wir zwischen Thier, und Mensch entschieden, jetzt auch die Nüancen unserer Gattung untersuchen wollen. Die intensive Stärke dieses oder jenes sinnlichen Eindrucks, entscheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit deßjenigen Nervensystems, welches nur dafür empfänglich ist. Denn auch dieselben Sinne und Triebe, die im Menschen zwar vereinigt, allein in ihrem Grade nicht hervorstechend sind, erblickt man einzeln bey verschiedenen Thieren, in einer weit durchdringendern Schärfe, und mit einer unwiderstehlicheren Kraft. Die Vermannichfaltigung, welche in der Einförmigkeit unseres Planeten herrscht, beruht lediglich, auf dieser vereinzelten Darstellung verschiedener Eigenschaften, die in ihrem höch-

sten Grad als Karikatur erscheinen, und da wo sie alle beysammen im Gleichgewicht liegen, unmöglich ihre gänzliche Entwickelung erreichen können. In der Menschengattung ist das Individuum, gewöhnlicherweise, auch nur ein solches katoptrisch verzerrtes Bild, in welchem bald diese bald jene Anlage mehr hervorragt, diese oder jene Fähigkeit, mit Hintansetzung der andern, bis zur höchsten Stufe der Ausbildung gelangt ist. Wer vermag es, alle zahllosen Extreme herzuzählen, in denen der Mensch bald so bald anders modificirt, jetzt in einem besondern Theile des Körpers mechanische Fertigkeiten besitzt, die uns in Erstaunen setzen; jetzt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenschaft, durch die erhöhte Reitzbarkeit der Phantasie, des Gedächtnißes, der Denkkraft, ein Phönix vor unsern Augen glänzt? Gleich unvermögend an diesen Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit daß eine Aenderung bessern könnte, einzusehen,

entzückt uns das immer neue Schauspiel dieser ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachsten Naturgesetze zurückführt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung; nur aus härterem Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien, konnte der große Zusammenklang des Weltalls bestehen!

Ohnstreitig scheint aber, auch unter uns, diejenige Organisation den Vorzug zu behaupten, welche, vor allen andern, zu einer gewissen Universalität der Empfindungen und der Verhältnisse vorbereitet ist. Nur dieses feinere Gewebe empfängt und vergleicht sodann, die Menge verschiedenartiger Eindrücke, wägt sie gegen einander ab, und bestimmt ihren relativen Werth: indes der grobe, wenn gleich in einzelnen Fällen schärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfänglich ist, ohne Wahl und Vergleichung, bloß instinktmäßig gehorcht. Man muß entweder, die auszeichnenden Karaktere der Menschheit,

wodurch sie sich vom Affen unterscheidet, ganz aus dem Auge verlieren: oder nicht länger zweifeln, daß jene gerühmte schärfere Sinnlichkeit gewisser Völker, nur ein blinder Instinkt ist, der sie an die Gränze der Thierheit zurückstellt. Wir haben uns zwar nicht mit einem Sprunge auf unsern jetzigen Gipfel der Verfeinerung gehoben; allein, daß wir die wesentliche Bedingniß dazu, eine zarte, mithin allumfassende Empfänglichkeit, von Alters her besaßen, die nur Gelegenheit bedurfte, um sich zur höchstvollkommenen Sinnlichkeit zu entwickeln, dies läßt sich sogar historisch beweisen. Ein mildgemischtes Blut floß leicht, doch langsam, in den Adern unserer gothischen Vorfahren; denn hoch war ihr Wuchs und blendend ihre Weiße; ihr Auge blau und das Haar von goldener Röthe. So nahe an jene einzelnen kränklichen Menschen, die man Albinos oder Kakerlacken nennt, gränzte eine Form der Menschengattung, in welcher die Natur, die höchstmögliche

Zartheit

Zartheit mit männlicher Stärke vereinbaren wollte. Später als bey allen andern Menschenstämmen, regte sich bey ihnen der Geschlechtstrieb, und ein altes Herkommen gebot ihnen jede Art der Mäßigkeit, bis in ein Alter, wo der Körper sein vollkommenes Wachsthum, und Festigkeit in allen Theilen erlangt hatte. Hingegen findet man auch bey ihnen keine Erwähnung, irgend einer durchdringenden instinktähnlichen Sinnesschärfe, dergleichen die nomadischen Horden am Altai, und manche amerikanische Wilde, nur für gewisse Arten des Reizes besitzen: sondern die verschiedenen Anlagen der menschlichen Natur befanden sich bey ihnen, zu einer allgemeinen zarten Empfänglichkeit, harmonischer verwebt. Wie Land und Clima nun zu ihrer Entwickelung mitgewirkt, wieviel die Verkettungen des Schicksals, durch den wechselseitigen Einfluß der Völker dazu beygetragen haben, einen Menschenstamm, der mit dieser allgemeinen Verwandtschaft ausgerüstet

war, gerade so zu stellen, daß alle Gegenstände der Welt auf ihn wirkten, und er endlich zur Perception aller möglichen Eindrücke gelangen konnte; dies auseinander zu setzen, führte uns hier zu weit vom Ziele. Genug, das Phänomen ist da: und augenscheinlich mußten diese wirksamen Verhältnisse, die uns im Ganzen genommen auf die Höhe, der wissenschaftlichen sowohl als technischen, Bildung versetzten, zugleich im Einzelnen, zu allen Enormitäten einer raffinirten Sinnlichkeit führen, welche, in einem oder dem andern Individuum, die übrigen Anlagen theils umschuf, theils mehr oder weniger unterdrückte.

Kürzer, aber schwerlich deutlicher, hätten wir statt alles bisherigen sagen können: die Richtigkeit der Vorstellungen steht im directen Verhältniß der Empfänglichkeit des Organs, multiplicirt in die Zahl der zu vergleichenden Eindrücke; niemand aber hat ein Recht Begriffe festzusetzen, als wer rich-

tige Vorstellungen erhielt, und wenn gleich niemand eigentlich wissen kann, ob z. B. eine Ananas gut schmeckt, als der sie gekostet hat, so gehört doch mehr als dieses Kosten zu einem Urtheil. Nur der Europäer kann daher bestimmen, was ein Leckerbissen sey: denn nur er ist, vor allen andern Menschen, im Besitz eines feinen unterscheidenden Organs, und einer durch vielfältige Uebung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Worten: er hat wirklich einen leckeren Gaumen, und gegen seine Gastmäler besteht der Genuß, selbst einer chinesischen Tafel, nur in einer unflätigen Fresserey. Ihm fröhnen alle Welttheile mit ihren Erzeugnissen, deren mannichfaltige, oft sogar widersprechende Eigenschaften, sein weiserer Sinn allein zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt. Er allein unterscheidet und classificirt die verschiedenen Arten des Geschmacks, nicht bloß nach dem Eindruck auf seine Zunge, sondern nach der Verschiedenheit der Bestand-

theile einer jeden Substanz die er kostet, und nach deren Beziehung, auf die Ernährung und Gesundheit des Körpers. Zwar müssen wir gestehen, daß der feine Sinn des Geschmacks, der, mit unbeschreiblich zarter Unterscheidungsfähigkeit, die unzähligen Abänderungen des Angenehmen und des Widerlichen von einander zu sondern, und mit einander zu vergleichen weiß, nicht auch, im gleichen Grade, die verschiedene Zuträglichkeit der Lebensmittel zu prüfen geschickt ist. Die nahrhaftesten Speisen sind insgemein die geschmacklosesten, und können schon darum am längsten genossen werden, weil sie nicht durch übermäßigen Reiz die Nervenwärzchen verwunden, noch auch, durch die öftere Wiederholung desselben Eindrucks, endlich Ueberdruß erregen. Allein von allem Wohlschmeckenden überhaupt gilt dennoch die Regel, daß nicht sowohl dessen besondere Eigenschaft, als vielmehr nur das Uebermaaß einem Gesunden schaden könne. Nichts

ist also gewisser, als daß die Bildung der Geschmackswerkzeuge, nicht lediglich auf die Befriedigung des Hungers und des Durstes, noch auch ganz allein auf die Sicherheit vor dem was schädlich ist, abzwecken kann. Im Gegentheil, so vielfältig man auch die Teleologie in der Naturkunde misbraucht, so gewiß sie oft auf ein bloßes Wortspiel hinausläuft, und so wenig absolutes sie überhaupt haben mag, so ist doch im gegenwärtigen Falle entschieden: daß die Veränderungen, die der Genuß wohlschmeckender Speisen in uns hervorbringt, uns zunächst auch wahres Vergnügen gewähren sollen; und daß es die Natur verläumden heiße, wenn man behaupten will, sie habe dem Menschen zwar Ansprüche auf ein frohes Daseyn verliehen, jedoch die Mittel dazu von allen Seiten versagt. Man sollte denken, es verstünde sich von selbst, daß die Fähigkeit zu genießen, auch eine Bestimmung dazu mit in sich schließt, sobald die Gegenstände des Ge-

nusses in der Natur anzutreffen sind. Dieses von selbst verstehen aber, welches nur die Sache des gemeinen Menschenverstandes ist, war nie die Sache gewisser Köpfe, die sich und andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu schmecken, Augen um sie nicht anzuthun, und so weiter fort. — Sie finden die Selbsterhaltung im Entbehren und Dulden; und ob sie gleich vom Wissen eigentlich nicht viel halten, so glauben sie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unsere Bestimmung seyn. Das Mittel, wodurch sie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freilich auch über den gemeinen Menschenverstand; und auf diesen Sprung ins weite Blaue verstehen sie sich alleine.

Weit entfernt ihnen folgen zu können, scheint uns vielmehr alles hienieden so in einander zu greifen, und wechselsweise bald Wirkung, bald selbst wieder Ursache zu seyn, daß

die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch selbst die Leckerey, so wie sie nur bey kultivirten Völkern entstehet, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgend eine Lieblingshypothese Rücksicht zu nehmen, geben rein historische Fakta schon dieses Resultat. Die dümmsten Völker nähren sich auf die allereinfachste Art; die Lebensart der klügsten ist am meisten zusammengesetzt. Die armen Feuerländer, die sich selten einmahl satt essen mögen, ließen auch die Reisenden in Zweifel, ob sie die wenigen Vorstellungen, deren sie fähig schienen, zur Vernunft oder zum Instinkt rechnen sollten? Wo giebt es rohere Menschen, als die bloß fleischfressenden Hirtenvölker im östlichen Asien? wo schwächere, als die Indier, die größtentheils nur vom Reiß leben? Wie verschieden hingegen ist der Fall, so manches handfesten und verständigen europäischen Bauers, der bey einer gemischten Diät, so oft er sich gütlich thut,

die beiden Indien in Contribution setzt, um zu seinem Hirsebrey Zucker und Zimmt zu genießen?

Noch ungleich fruchtbarer an Folgerungen ist aber, die von allen Physiologen anerkannte Wahrheit, daß die Eigenschaften der Speisen auch die Beschaffenheit der Säfte verändern, und folglich auf die ganze menschliche Organisation den wesentlichsten Einfluß haben müssen. Schon die Krankheiten geben hievon ein sehr in die Sinne fallendes Beyspiel. — Allein diejenigen Veränderungen, welche vermittelst der Diät, selbst im Gehirn und Nervensystem Statt finden können, sind vielleicht viel zu subtil an sich, und gehen auch zu langsam von Statten, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu beobachten; und dennoch liegt schon in der ausnehmenden Zartheit des unbekannten Wesens, welches der Grund der Eigenthümlichkeit eines jeden Naturkörpers ist, die Möglichkeit, daß es irgendwo in einem Körper, dem es ein-

verleibet wird, sein analoges Plätzchen findet, und irgend ein feines Organ modificirt. Wir belachen heut, und glauben vielleicht schon morgen, an diese Art der Umgestaltung der Sinnes- und Verstandsorgane; denn ein paar genaue Erfahrungen wären hinreichend, sie außer Zweifel zu setzen. Selbst die Empfänglichkeit einer Organisation könnte solchergestalt vielleicht, durch den Genuß mannichfaltiger Nahrungsmittel, erhöhet werden; und es ließe sich, mit einem gar geringen Aufwand von Dialektik, am Ende noch wahrscheinlich machen, daß die Menschenfresserey, aus einer sehr natürlichen instinktmäßigen Begierde, nach Vervielfältigung der Vorstellungen, entstanden sey. Wenigstens, möchte man fragen, wer erkennt nicht in dem Spott wovon der Britte über seinen Nachbar trieft, die ganze Energie, die einst in seinem Rostbeef und Plumpudding steckte?

Diese Betrachtungrn gewinnen noch ein ernsthafteres Ansehen, indem wir uns des ge-

heimen Einflusses erinnern, welchen Theile unsers Körpers, von ganz verschiedener Bestimmung, und Geschäften die dem Anschein nach völlig abgesondert sind, auf einander äußern. Wie auffallend sind nicht, znm Beyspiel, die Wirkungen jenes feinen, fast unsichtbaren Consensus, zwischen den Werkzeugen des Verstandes nud denen der Verdauung? Wer vou allen Physiologen dürfte sich vermessen darzuthun, daß Friederichs Heldenmuth, seine unermüdete Thätigkeit, der Adlerblick seines Verstandes, und die Blitze seines Geistes, von der übermäßigen Eßlust seines Magens unabhängig waren? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unserer Gefühle, großentheils ganz offenbar, von der vermehrten oder geringeren Reitzbarkeit der Nerven des Unterleibes abhängt: und wenn es wahr ist, daß sich die sanften Regungen des Mitgefühls noch nie bey einem Straußmagen befanden, sondern allemal ein schwächeres Verdauungs-

system voraussetzen; wie glücklich war es dann nicht für Friederichs Unterthanen, daß Polenta und Nudelnpastete ihm besser schmeckten, als sie ihm bekamen? Ja um die Folgerung nicht unberührt zu lassen, die schon so deutlich in diesen Prämissen liegt, und weil wir uns einmal bis zu jenem Nahmen verstiegen haben, den unser Zeitalter und das kommende mit Ehrfurcht nennt, müssen wir seinen Lästerern noch sagen: daß gemeine Seelen, bey der ärgsten Lust auszuschweifen, oft aus Furcht enthaltsam sind, und sich zu einem feigherzigen Leiden verdammen, um nur noch länger leiden zu können; indes ein hoher Grad von Mannskraft dazu gehört, Befriedigung mit Schmerz zu erkaufen.

Unsere Leser werden uns hoffentlich bis hieher zu gut verstanden haben, um uns die Absicht beyzumessen, als ob wir ihnen ein Muster zur Nachahmung aufstecken, oder ihnen gar mit guter Manier zur Indigestion

verhelfen wollten; da wir weiter nichts wünschen, als jedes Original in seinem Werthe gelassen zu wissen. Es sey immerhin wahr, daß Vollkommenheit im Gleichgewicht der Kräfte liegt und keiner größer je genannt zu werden verdient, als der Vortrefliche, in welchem sich alle Anlagen, Empfänglichkeiten, und Triebe, gleichförmig entwickeln: so ist doch in der wirklichen Natur, wo alles von einer unvollkommenen Bildung, und von äußeren Verhältnissen, in den eisernen Banden der Nothwendigkeit gehalten, nur seine gemessenen Kreise beschreibt, ein solches Ideal der Abstraktion wohl schwerlich anzutreffen. Vielleicht konnte, vielleicht wollte die Natur die edlen Prädikate: Geistesgröße und Majestät, nicht ohne Versetzung mit einer niedern Eigenschaft ausstempeln, und der größte König mußte vielleicht ein wenig Necker sein; so wie seine Goldmünze Kupfer enthält. Auch dürfte die reingute Menschheit, wenn sie in der Welt erschiene, mit

den reinguten Harzgulden, bald einerley Schicksal haben. Gern überlassen wir daher der Dummheit ihren Wunsch, die ganze Menschengattung nach ihren Lieblingsgestalten zu modeln; und wenn die verwegene Herrschsucht, die mit schärferem Blicke die Triebfedern menschlicher Handlungen ergründet hat, sogar etwas jenem Wunsch entsprechendes auszuführen versucht, erwarten wir geduldig, sie an der Unmöglichkeit scheitern zu sehen. Weder Zwang noch Blendwerk, weder Gesetzgebung noch Glaube, und nicht einmal die Allgewalt der überredenden Philosophie, vermag zu sammeln, was die Natur zerstreute, oder Theile gleichartig zu machen, die eben unter sich verschieden sein mußten, um ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ohne den Misbrauch zu rechtfertigen, ist er gleichwohl die Bedingung alles Guten, was der Menschengattung eignet; und ohne die Schwelger des alten Roms, oder irgend einer freien Reichsstadt, in Schutz zu nehmen,

müssen wir gestehen, daß man ihnen zum Theil die emsigere Untersuchung der Natur in allen Welttheilen schuldig ist. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes, auf den Gang der Entwickelung unserer Sinnlichkeit, um uns zu überzeugen, daß wir fast alle unsere Kenntnisse dem Sinne des Geschmacks verdanken; und gleichwie Bedürfniß von der einfachsten Art der Stachel ist, der unwillkührlich unsere ersten Bewegungen erregt, so wird im Fortgange der Ausbildung, wenn mehrere Gegenstände die Begierden reitzen, ein vervielfältigtes Bedürfniß die Quelle neuer Thätigkeit. Der bloße Instinkt lehrt ein neugebornes Kind, noch ehe es die Augen öffnet, in Ermangelung der mütterlichen Brust, an seiner kleinen Hand zu saugen. Das Gesicht, der Geruch, und der betastende Sinn, der in den Fingerspitzen wohnt, sind in der Folge nur die Diener dieses mächtigen Triebes, dessen Gegenstände sie auskundschaften, und gleichsam ihm zuführen

müssen. Nicht umsonst sind daher die meisten Früchte mit lebhaften Farben geziert; ihr lieblicher Duft ladet schon von ferne ein zum Genuß, und das Gefühl, das den Grad ihrer Reife erforscht, spannt oft die Begierde so hoch, daß man eigentlich sagen darf, sie ströme dem Genuß entgegen. Es giebt allerdings auch Beispiele, wo das reinphysische Bedürfniß der Ernährung, zur Entdeckung einer wohlschmeckenden Speise, die nächste Veranlassung gab; und hätte nicht der zürnende Hunger, der niemands Freund ist, mit Krebsen und Meerspinnen, mit Austern, Schildkröten, und Vogelnestern, das erste Experiment gewagt, so wüßte jetzt wohl schwerlich ein Aldermann sie unter die Leckerbissen zu zählen. Allein die eigentliche Leckerey ist nicht die Erfindung eines Hungrigen, sondern eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß; ein Bestreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andere Sinne wieder zu reitzen; und es war

sicherlich kein geringer Fortschritt im Denken, von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaumen! Es ist immer schon viel gewonnen, wenn das Nervensystem, auch nur bey dieser Veranlassung, und nur zu diesem Endzweck, seine höheren Uebungen beginnt. Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke; die Einbildungskraft brütet darüber; und selbst die Beurtheilungsgabe kann, in einem größeren Kreise der zu vergleichenden Vorstellungen, wirken. So entwickeln sich fast unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen, nebst ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Hirns werden immer feiner und schneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen daran findet zu denken, blos um gedacht zu haben; eine Beschäftigung, womit die Menschen auf der höchsten Stufe der Bildung, sich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder — weil die Extreme wieder zusammenkommen — sich Brod zu verdienen suchen.

Urtheilen wir ferner, wie billig, von der Wichtigkeit und dem Wirkungskreise einer Ursache, nach den Folgen die wir vor Augen sehen, so wüßten wir keine von so weit ausgebreitetem Einfluß, als die Befriedigung des Gaumens. Die eigenthümliche Beschaffenheit verschiedener Gattungen organisirter Körper, das Verhältniß ihrer Menge und Anzahl gegen einander, und mit denselben das äußerliche Ansehen der Natur, ist durch diese mächtige Triebfeder menschlicher Handlungen verändert worden. Ohne der Viehzucht und des Feldbaues zu erwähnen, weil sie sich nur in wenigen Fällen auf die Leckerey beziehen, ist schon die Jagd, bey gesitteten Völkern, so wie die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht, und der Anbau der Fruchtbäume aller Art, an sich eine Folge der Verfeinerung jenes Sinnes. Allein welche künstliche Metamorphosen gehen nicht mit den Thieren und Pflanzen selbst vor, um sie für den Genuß einer üppi-

gen Zunge zuzubereiten? Dringt nicht das Messer in die Eingeweide unserer Hüner, um sie zu Kapaunen und Poularden zu verstümmeln? Versteht nicht der Sicilianer, und bey uns der Jude, die grausame Kunst, den Gänsen eine ungeheure Leber wachsen zu machen? Und wer zählt die endlosen Varietäten unseres Obstes, deren jede an Größe, Zeitigung und Geschmack verschieden ist, und die alle ursprünglich, von einigen wilden Stämmen, mit herben, kaum eßbaren Früchten abgeleitet sind? Wie viele andere Pflanzenarten hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thierart ist nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit Rehe und Hasen für uns allein übrig blieben? Doch wie sollten die Menschen auch der Wölfe und Füchse schonen, da sie um eines Leckerbissens willen im Stande sind, einander aufzuopfern! Wir haben zwar keinen römischen Pollio mehr, der seine Muränen mit Sklaven fütterte, damit sie ihm desto

köstlicher schmeckten; hingegen treiben wir den Negerhandel, um ein paar Leckereyen, wie Zucker und Kaffee, genießen zu können. Von den attischen Feigen rühmt ein Grieche, daß sie ein Hauptbeweggrund waren, weswegen Xerxes die Athenienser bekriegte; und wie noch jetzt der Akajou, im eigentlichen Verstande, ein Zankapfel der brasilianischen Völker ist, so haben auch die Spanier, Portugiesen, und Holländer, um den Besitz der Gewürze blutige Kriege geführt. Gleichwohl dürfen diese zerstörenden Wirkungen geringfügig heissen, wenn man daneben den Zusammenhang des großen politischen Räderwerks, und auch hier noch die Zunge, als bewegende Feder, erblickt. Die Leckerhaftigkeit unseres Welttheils, unterhält Geschäftigkeit und Betrieb im ganzen Menschengeschlechte. Der ganze Handel von Westindien und Afrika, und ein großer Theil des Handels im mittelländischen Meere, beruht auf der ungeheuern Consumtion von ausländischen

Leckereyen im Norden; und es ist ein eben so zuverlässiges, als für die Zukunft bedenkliches Faktum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexiko liefern, für Theeblätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältnisse der Nationen gegen einander, aus diesen und ähnlichen Ursachen sich ändern, und ihre Thätigkeit auf andere Gegenstände, und in andere Kanäle, lenken werden; so zuverlässig dürfen wir doch den Ausspruch thun: daß Bewegung und Handlung, Entwickelung, Verfeinerung, und Aufklärung, mit allen ihren sonderbaren Erscheinungen, von so reizbaren Organen, wie die unsrigen, stets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutt veralteter Verfassungen hervorgehen müssen; da hingegen die geringste Umgestaltung, wie etwa nur eine knorpelartige Zunge, uns schlechterdings zu andern Wesen umschaffen würde.

Betrachtet man endlich dieses kleine Glied zugleich als Sprachorgan, so erscheint seine

Wichtigkeit in einem noch ungleich stärkeren Lichte, indem nunmehr die menschliche Perfectibilität, großentheils wesentlich, darin beschlossen liegt. In der Vereinigung dieser beiden Naturanlagen, des Geschmacks und der Rede, in einem gemeinschaftlichen Werkzeuge, findet der Naturforscher und Anthropologe, einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken, den wir für jetzt unberührt lassen müssen, um, nach so manchen Seitensprüngen, auf die Frage: w a s i s t l e c k e r? zurückzukommen.

Wenn man, nach allem was wir darüber gesagt haben, den Europäern das allgemeine Entscheidungsrecht dennoch streitig machen wollte, so wird man ihnen wenigstens zugestehen müssen, daß nur sie von dem was i h n e n schmeckt, bestimmte Nachricht geben können. Die große Verschiedenheit des Geschmacks, bey Personen von einerley Volk und Familie, scheint zwar eine jede Bestimmung von dieser Art zu vereiteln;

allein die Abstraktion, die nur von allgemeineren Uebereinstimmungen ausgeht, nimmt keine Rücksicht auf die Ausnahmen; daher kann sie wahr im Ganzen, und doch falsch im Einzelnen seyn. Die Freßgier eines lekkern Magens, der seltsame Appetit der Schwangeren, und das instinktmäßige Verlangen der Fieberkranken, nach Speisen die ihrem Zustand angemessen sind, können so wenig, wie beider Abneigung gegen manche wohlschmeckende Nahrungsmittel, in Anschlag kommen. Es giebt Menschen, die weder Milch, noch Butter und Käse, kosten mögen, und man hat gesehen, daß gesunde Leute weder den Geruch noch den Geschmack von Erdbeeren vertragen konnten, und von dem Genuß derselben, in der unbedeutendsten Anzahl, gefährliche Zufälle bekamen. Man erzählt das Beispiel eines Mannes, der vom jedesmahligen Genuß einiger Tropfen Weins im Abendmahl krank wurde, wenn er sie nicht unverzüglich mit einer ganzen Kanne

Wasser verdünnte. Wer sich an diese Idiosynkrasien kehren wollte, der müßte auch läugnen, daß die Katzen zahme Hausthiere sind, weil es Menschen giebt, die ihre Ausdünstung nicht ertragen können.

Nachahmung, Zwang und Gewöhnung, oder was man insgemein Erziehung nennt, können ferner, so wie Mode, Eitelkeit und Besorgniß vor Krankheiten, den Genuß gewisser Nahrungsmittel in allgemeine Aufnahme bringen, ohne für ihre Leckerheit das mindeste zu beweisen. So gewöhnen sich von Jugend auf, die südlichen europäischen Nationen, an den Genuß des scharfen Knoblauchs, und des wie Feuer brennenden spanischen Pfeffers, deren der blondere Menschenstamm entübrigt sein kann; und der allgemeine Gebrauch des widerlichen und giftigen Tobacks, den wir, wegen seiner vermeinten Heil- und Verwahrungskräfte, zuerst von den amerikanischen Wilden entlehnten, beruht zum Theil auch auf der Eitelkeit unserer Knaben, die gern

für Männer gelten möchten. Ein ähnliches Vorurtheil hat die allgemeine Einführung des Branntweins begünstigt, der anfänglich gegen die Pest, und manche andere Krankheiten, als ein sicheres Mittel empfohlen ward, worauf der alte Name Aquavit eine bedeutende Anspielung enthält. Von diesen einzelnen Ausnahmen hinweggesehen, dürften die kultivirten Völker Europens hauptsächlich darin übereinstimmen, sowohl was die Zunge gar zu heftig reizt, als das ganz fade und geschmacklose, vom Begriff des Leckern auszuschließen; hingegen dasjenige vorzüglich wohlschmeckend zu finden, was auf ihre Nervenwärzchen einen sanfteren Eindruck macht, weil, in seiner Zusammensetzung, streitende Elemente mit einander gebunden und gesättigt sind. Alles ganz Bittere, ohne anderweitige Beymischung, so wie das Faulichte, dessen Grundstoffe, durch die Auflösung entwickelt, um soviel heftiger neue Verbindungen suchen, ist ekelhaft und

unan=

unangenehm; alles Herbe, Zusammenziehende, Aetzende und Ranzige ist nicht nur widerlich, sondern verlezt auch die zarten Werkzeuge des Geschmacks. Süßigkeiten aber, milde Säuren, Mittelsalze, Fettigkeiten, und die flüchtigen Oele des Gewürzes, sind entweder an sich wohlschmeckend, oder machen doch, in Verbindung mit einander, den unbeschreiblich lieblichen Eindruck, den wir lecker nennen müssen. Durch die Beymischung des Süßen, Sauren, oder Würzhaften, erhält sogar in manchen Fällen das Widerliche einen ganz erträglichen, oft pikanten, und von leckern Zungen sehr gesuchten Reiz, für welchen die Kunstsprache unserer Sardanapale, die erborgten Namen, fumet und haut-gout geheiligt hat.

Unter allen möglichen Verbindungen der Elemente behauptet indessen die Süßigkeit, diese mit Brennstoff gesättigte Pflanzensäure, als die allgemein gefälligste, ohne allen Zweifel den Vorzug; und selbst die Lispeltöne

(ἡδὺς, dulcis, dolce, süß, sweet, slockie,) welche diese Mischung bezeichnen, tragen, in Klang und bildlicher Anwendung, die untrüglichsten Spuren, des hohen Wohlgefallens, der europäischen Völker, an ihrem Geschmack. Weit über die ganze Erde, ist, schon in den ältesten Zeiten, der Genuß des Honigs üblich gewesen, und Griechen und Römer, die ihn zur Speise und zum Trank der unsterblichen Götter erhoben, hatten sicherlich von seiner Köstlichkeit den höchsten Begriff; sie selbst genossen ihn bey ihren Gastmählern, und mischten ihn unter den Wein. Noch jetzt ist Honig eine allgemein beliebte Leckerey, fast aller Völker der Erde; die Orientaler und alle südlichen Asiaten, mit Inbegriff der Chineser, die Neger und Hottentotten, die Peruaner, und die Einwohner von Quito und Cayenne, ja selbst die Mantschu-Mongolen, (die aber ihren Honig mit Bärentalg mischen,) haben sämtlich einen Sinn für seine Lieblichkeit, Auch in Europa würde man, wie vor

Zeiten, den Honig in Menge genießen, hätte nicht ein minder ölichtes Süß, das sich in trockner Gestalt darstellen läßt, mithin wegen seiner Reinlichkeit einen allgemeineren Gebrauch verstattet, ihn, seit der Anpflanzung des Zuckerrohrs in Westindien, verdrängt. Unstreitig wird der Zucker unter allen Leckereyen, in größter Menge, zur Bereitung unserer Speisen und Getränke verbraucht. Selbst den ärmeren Volksklassen, ist der Genuß desselben beinahe unentbehrlich geworden; und bei weitem die größte Anzahl aller Delikatessen, die auf vornehmen Tafeln als Dessert, die schon befriedigte Eßlust erneuern, enthalten einen ansehnlichen Theil Zuckers in ihrer Mischung. Die Natur, welche nirgends so groß ist, als in den unaufhörlichen Beziehungen, die sich zwischen ihren verschiedenen Geschöpfen wahrnehmen lassen, hat daher, hauptsächlich im Pflanzenreiche, mit unglaublicher Freigebigkeit, die zuckerähnlichen Substanzen vervielfältigt.

Die Palmen Indiens, der Kokos, Saguer, und Lontar, führen einen weinähnlichen Saft, der abgezapft und eingedickt, zum Djaggree oder Palmenzucker wird. Den Arabern giebt die Dattelfrucht, den Kanadiern ein Ahorn und ein Wallnußbaum, den Mexicanern eine Aloe (Agave) Zucker. Im Orient bereitet man, aus der Frucht des Weinstocks, einen köstlichen Traubenhonig; auch das Bambusrohr liefert einen süßen Milchsaft, das berühmte Tabaxir, das Araber und Perser mit Gold aufwiegen. Im Norden fließt ein Syrup aus der Birke, und in Italien und Languedoc giebt ihn die Lotusfrucht. Die Emsigkeit der Bienen trägt in allen Welttheilen, aus den Blüthen vieler tausend Pflanzenarten, Honig zusammen; selbst bis in die Wurzel liegt die Süßigkeit bey Möhren, Mangold und Bärenklau versteckt; ja, damit dem Ocean wie der Erde sein Theil beschieden würde, und keine Klasse vegetabilischer Organisationen

seer ausginge, erzeugt sich, an den Küsten von Schottland, Norwegen, und Island: ein süßer Saft im sogenannten Zuckertang. Allein auch außer dieser Leckerey, liefert nur das Pflanzenreich, die ausgesuchten Ingredienzen unserer Brühen und Tunken, unserer zahllosen großen und kleinen Schüsseln, unserer sinnreichen Erfindungen, erlöschende Begierden durch die Neuheit des Reizes wieder anzufachen. Gegohrne Säfte und Getränke, Aufgüsse aller Art, abgezogne und gebrannte Wasser, wohlriechende Essenzen, Pflanzenmilch aus Oel und Gummi gemischt, einheimische aromatische Kräuter, und jene im heißen Erdstrich mit Feuer gesättigten Gewürze, wie Zimmt und Vanille, Nelken und Muskaten, Cayenne, Pimento, und Pfeffer; Säuren von mancherley Art und Geschmack, aus dem Saft der Traube, aus dem Wein der Palmen, und aus so vielen Früchten; milde Fettigkeiten und Oele, nahrhafte Juleps,

Soyas, Sagus, Champignons = Extrakte, und Chokolate. Dies alles sind lauter Produkte des Pflanzenreichs, zu denen wir sogar das einzige genießbare Mineral, das Kochsalz selbst, noch zählen könnten, indem es in mehr als zwanzigerley Pflanzen vorhanden ist. Wie zahlreich sind übrigens nicht die Suppen= und Salatkräuter, die frischen und eingemachten Gemüse, die eßbaren Sprossen und Wurzeln, kurz alle jene Gattungen des Pflanzenreichs, aus denen unsere Kochkunst wohlschmeckende Speisen bereitet, verglichen mit der geringen Verschiedenheit von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen und Gewürmen, die man ebenfalls nicht ohne Zubereitung genießt? *) Doch die Natur weiß in der Pflanzenschöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunst, dem Menschen ein

*) Ein paar Schildkrötenarten sind nebst dem Frosch die einzigen Amphibien; Krabben und Krebse die einzigen Insekten, die man in Europa verspeist.

Mahl erlesener Leckerbissen zu bereiten, indeß das Thierreich außer der Milch, die ihren vegetabilischen Ursprung, durch die Menge des darin enthaltenen Zuckers, verräth, dem leckern Gaumen nur höchstens noch Austern roh darbieten darf. Vermag die so gerühmte Zunft der Wiener und Pariser Köche, vermag das ganze Heer der Confituriers, Destillateurs, und Zuckerbecker, nur ein Produkt der Kunst uns aufzutischen, daß diese Leckereyen der Natur ersetzte? Was säumen wir länger, sie zu nennen, diese köstlicheren Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die edlen Früchte aller Art, wo der Honigsaft mit einer lieblichen Säure, mit feurigen oder mit schleimartigen Oelen, in tausend verschiedenen Verhältnissen versetzt, durch unzählige Veränderungen, den Gaumen bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereizten Nervenspitzen mild umhüllt, und zu neuem Genusse stärkt!

Mit Wohlgefallen ruht das Auge des Forschers auf diesen zarten Pflanzennaturen; mit höherem Entzücken bemerkt er ihre erste Entwickelung, und verfolgt ihr wunderbares Wachsthum, bis er ihre reine, ätherische Nahrung erspäht. Indes das Thier schon ausgebildete Körper verschlingt, sie zermalmt, aus ihrem zusammengesetzten Safte sich ergänzt, und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen diese feinen Rohr- und Zellengebilde, die einfachsten Elemente, begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, lacht unserm Blick das sanfte Grün *) der Wälder und Fluren; und seht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht der siebenfache Lichtstral, und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannichfaltigen Farbenspiel!

*) Die Entdeckung des berühmten Ingenhouß.

Licht und Feuerstoff, zu Körpern verdichtet, kostet auch die Zunge in der Süßigkeit und im Oel der Gewächse: denn die Entzündung und Verflüchtigung des leztern, scheint das Dasein jener Urwesen anzudeuten; so wie im Zucker selbst, wenn man zwey Stücke aneinander reibt, ein Phosphorglanz das einwohnende Licht verräth. Wo die Sonnenstralen senkrecht fallen, wo jene überirdischen Elemente, mit stärkerem Moment, die Pflanzen durchströmen, in den heisseren Gegenden des gemäßigten Erdstrichs, und in der brennenden Zone, dort prangt daher die Erde mit den meisten und edelsten Früchten; dort bilden sich in der Rinde, im Blüthenkelch, und im Saamen der Bäume, jene flüchtigen wohlriechenden Oele, die man ihres Urquells wegen ätherisch nennen muß; dort scheidet sich Kampfer aus den mit Brennstoff überfüllten Säften, um schnell wieder zurück, in seinen Limbus zu entfliehen. In den kalten Polargegenden aber,

wohin nur eine überlegene feindliche Macht ein schwächeres Volk verscheuchen konnte, reift für den Menschen eine sehr geringe Anzahl kleiner Beeren, die selten eher eßbar sind, als bis der Frost ihre Säure gemildert hat. Unser Norden besitzt ebenfalls nur wenige, und ausser Erdbeeren und Himbeeren, keine vorzüglich wohlschmeckende einheimische Früchte; doch hat der Kunstfleiß, der uns eigen ist, nicht nur aus Italien und Klein-Asien allmählig Kirschen, Apricosen, Pflaumen, Pfirschen, Melonen, Feigen, Trauben, Wallnüsse, und Mandeln, hieher gebracht und mit Erfolg verpflanzt; sondern auch, durch anhaltende Kultur, das herbe Waldobst zu guten Aepfeln und Birnen veredelt. Allein wer zählt nun allen Reichthum Pomonens, in jenen gesegneten Ländern, welche der jungen Menschengattung Wiege waren, wo sie noch nicht zur Knechtschaft verdammt, die Rechte der Freigebohrnen genoß, und nicht, mit Schweiß und Ermattung, das Glück des Da-

seins zu theuer bezahlen mußte? Bekannte und unbekannte Namen zieren das lange Verzeichniß der asiatischen Früchte; Apfelsinen, Pompelmosen, Pisangs, Datteln, Mangos und Mangoscanen, Durionen, Nankas, Jambolans, Jambusen, Blinbings, Litschis, Lansas, Rambuttans, Zalacken, — doch was sollen unsere Leser mit allen noch übrigen fremden Benennungen, dieser von der Natur so reichlich ausgespendeten Leckereyen? Wir nennen ihnen lieber noch die Frucht der Kokospalme, die zugleich mit Speise und Trank den Glücklichen labt, der nicht zu träg ist, ihren schlanken Stamm hinanzuklimmen; und jenes ceylonische Nepenthe, welches, in seinen schlauchähnlichen Blättern, ein süßes kühles Wasser für den durstigen Wanderer enthält. Nicht minder reich an Früchten ist der neue Welttheil, troz allem was man zu seiner Herabwürdigung gesagt hat. Ausser Kokosnüssen und Pisangfrüchten, die er mit dem alten festen Lande gemeinschaftlich besitzt, gehören

ihm die Ananassorten, die in unsern Treib-häusern so berühmt geworden sind, die Mom-bin- und Persimon-Pflaumen, die Sapoten, Sapotillen, und Mammeifrüchte, die Papayen und Guayaren, der Akajou, die Grenadillen, die Avokatobirnen, die Breyäpfel, und darunter die in Peru so gepriesene Tschirimoya, nebst einer Menge anderer Obstarten und Nüsse. Auch in dieses neuentdeckten Landes heißen Gegenden, konnten also die Menschen, mit geringer Mühe, einen reichlichen Unterhalt finden, der zugleich den Sinnen schmeichelte, und, durch den sanften Reiz wuchernder Säfte, den Geschlechtstrieb stärker entflammte; auch hier konnten also Anfänge der Kultur, und gesellschaftliche Verbindungen, in der vermehrten Volksmenge entstehen; und wirklich fanden sie die Spanier hier in Peru und in Mexiko.

Doch indem wir darthun wollen, wie wichtig dem Menschen sein Sinn, für die süßen Erzeugnisse des Erdbodens, werden kann,

müssen wir uns endlich noch erinnern, daß jene Leckereyen nicht für ihn allein existiren: indem es in allen Klassen der Thiere gewisse Gattungen giebt, die ein lebhafter Instinkt für das Süße, zum Genuß desselben auffordert. Die Bären unseres Nordens, das Ratel, und der Honigkukuk in Afrika, das zahlreiche Geschlecht der Kolibris, die mit den Schmetterlingen zugleich den Blumennektar schlürfen, ja die Bienen selbst sowohl, als Ameisen, Zuckergäste, und gemeine Fliegen, theilen sich mit uns in diesen Balsam der Natur.

---

## Wohlfeiles Mittel, sich in Sommern, da das Eis rar ist, kühles Getränk und Gefrorenes zu verschaffen.

Der sehr gelinde Winter von 1789 bis 1790, da die Eiskeller leer stehen blieben, hat der

leckerhaften Ueppigkeit, selbst die warmen Tage des Junius 1790, nicht wenig dadurch verleidet, daß er ihr die kleine Zufuhr von künstlicher Kühlung, auf dem gewöhnlichen Wege, gänzlich abgeschnitten hat. Sie hat daher in dieser Noth auf neue denken müssen, und sich aus den großen und ewigen Eis-niederlagen der nördlichen Gegenden, auf Schiffen Eis geholt, so wie man, zum ent-gegen gesetzten Zweck, Brennholz holt. Da aber diese Waare, zumal an heißen Som-mertagen, beym Transport leicht verdirbt, und zu Wasser wird, so konnten nur See- oder nahe dabey liegende Städte dieser Wohlthat theilhaftig werden; indessen die inländische Armuth, an Höfen und in Klöstern, schmachten mußte, wovon sich die Beyspiele nicht ohne Rührung lesen lassen. Die-sen also, und vielleicht auch mit unter noch manchem andern braven Manne, wird nach-stehender Unterricht erwünscht kommen, ob er gleich leider! für dieses Jahr wenigstens

etwas zu spät kömmt, da, wenn die Aehrenlese ausgegeben werden wird, das Gefrorne und die kühlen Getränke, bereits auf allen Straßen, zumal des Morgens, wieder zu haben seyn möchten. — Es ist bekannt, daß Herr Walker, Apothecker in Oxford, sogar im April das Quecksilber gefrieren gemacht habe. Dieses Mittel aber, wodurch man also auch leicht jede Art von Confect würde gefrieren machen können, ist nicht allein sehr kostbar, denn dieses wäre für die Armuth an Höfen und Klöstern eine Kleinigkeit, sondern es werden dazu auch Dinge gebraucht, wie z. B. die rauchende Salpetersäure, und andere Säuren und Salze, die mit Recht von allem, was auf die Tafel kommen soll, entfernt gehalten werden müssen, indem sie zum Theil schon auf eine beträchtliche Entfernung, wo nicht der Gesundheit, doch, was mehr werth ist als alle Gesundheit, dem Wohlgeschmack nachtheilig

seyn können. Wohlfeiler und ganz unschädlich ist folgendes, von eben diesem Herrn Walker angegebenes Verfahren, Kälte hervor zu bringen. Man nimmt guten, reinen, pulverisirten und höchst trockenen Salpeter und Salmiak, etwa ein Pfund von jedem, und schüttet dieses an dem kühlsten Ort im Hause (denn jede Kühle, die man den Ingredienzen sowol, als der nöthigen Geräthschaft, vorläufig geben kann, ist baarer Gewinn für das Gefriermittel) in einen Eimer mit so vielem Wasser, als nöthig ist, diese Salze beinahe völlig aufzulösen. Durch allmähliges Hinzugießen wird dieses am sichersten ausgefunden. Sobald die Masse anfängt dünne zu werden, oder auch schon vorher, setzt man das blecherne Gefäß, worin z. B. der Creme ist, der gefrieren soll, hinein, und rührt beides, das Gefriermittel und das Confect, letzteres aber nur sanft, damit sich die Ingredienzen nicht setzen, um, und wartet das Gefrieren ruhig ab. Sollte man am

Thermometer, welches hierbei nöthig ist, fin-
den, daß das Gefriermittel schon wieder wär-
mer zu werden anfinge, ehe das Confect
die gehörige Consistenz hat, so kann man mit
einem Heber etwas von dem Gefriermittel ab-
zapfen, und frisches Wasser, Salmiak und
Salpeter hinzuthun u. s. w. In jedem Som-
mer läßt sich, in jeder Stunde des Tages, aus
einem mittelmäßig tiefen Brunnen, Wasser zu
10 oder $10\frac{1}{2}$ Reaumurschen Graden, aus guten
wohl zu 9 Graden, erhalten, die es in einem gu-
ten Keller auch lange behält. Hat man nun dem
Salze sowohl, als dem Eimer, dem Confect in
seinem Gefäße, und dem hölzernen Instru-
mente, womit man umrührt, eben diese Tem-
peratur gegeben: so erhält man durch jene Mi-
schungen eine Kälte von 9 Reaumurschen oder
$20\frac{1}{4}$ Fahrenheitischen Graden, unter dem
Gefrierpunkt des Wassers. Wenn man mehr
anwenden will, so wird man seinen Zweck
sicherer und schneller erreichen, wenn man den
in verschloßnen blechernen Büchsen verwahrten

Salzen, und selbst dem Wasser im Eimer, durch gleiches Verfahren, einen hohen Grad von Kälte und Kühlung mittheilt, ehe man den Proceß anfängt. Nur hat man allemal vorzüglich darauf zu sehen, daß die Salze vollkommen trocken, und sehr fein pulverisirt und gut durcheinander gemischt seyn. Feuchte Salze taugen gar nicht, weil sich bei ihnen der Proceß schon angefangen hat; und gröblich gestoßene schmelzen nicht geschwind genug. Was dieses Verfahren wohlfeiler macht, als alle übrige, ist der Umstand, daß man die Ingredienzen immer wieder gebrauchen kann. Man darf nur das Wasser in den Gefäßen wieder abrauchen lassen, (und dazu findet sich ja bey der Armuth, wo das Küchenfeuer mit vestalischer Sorgfalt gehütet wird, immer Zeit und Gelegenheit) trocknet und pulverisirt sie wieder, da sie dann von neuem gebraucht werden können. Ich habe gesagt, man solle das Confect in blechernen Gefäßen bereiten. Diese haben nicht blos in

medicinischer, sondern auch in physischer Rücksicht, einen Vorzug vor den bleyernen; das ist, die bleyernen sind nicht allein der Gesundheit und dem Wohlgeschmack nachtheilig, zumal wenn vegetabilische Säuren mit in das Confect kommen sollten, sondern Bley leitet auch die Wärme unter allen Metallen am schlechtesten; wozu noch kommt, daß das Bley, wegen seiner Biegsamkeit, immer verhältnißmäßig dick genommen werden muß, welches ebenfalls, den Uebergang der Wärme aus dem Confect in das Gefriermittel, hindert. Ich weiß wohl, daß man die bleyernen Gefäße hauptsächlich deswegen wählt, weil sie fest und gut für die übrige Operation im Eimer stehen, allein dieser Vortheil läßt sich ja, auch bey den blechernen, dadurch erhalten, daß man ihnen einen starken bleyernen Boden von aussen anlöthet.

## Sicheres Rezept, Dintenflecke ohne Säure aus Leinewand wegzuschaffen.

Man will bemerkt haben, daß die gewöhnliche Art Dintenflecke aus der Leinewand, vermittelst der Citronen- oder der Sauerklee-säure wegzuschaffen, die schlimmste Art von Spuren über kurz oder lang, nemlich Löcher, zurücklassen soll, daher nachstehende, die diese Folgen nicht hat, zu empfehlen ist: Man schmilzt **reines** Talg in einem Löffel, und tränkt die befleckte Stelle damit, läßt es so liegen, und von der Wäscherin auf die gewöhnliche Weise traktiren. — So steht dieses Rezept, als ein **bisheriges Geheimniß**, in dem Esprit des Journaux, Mai 1789. Schreiber dieses, der mit jenem Uebel sehr geplagt ist, untersuchte es auf der Stelle: wiewohl er gerne glaubt,

daß es vielleicht bloß für ihn ein Geheimniß gewesen seyn mag. — Auf ein Stück feine Leinewand, etwa von der Größe eines Quadratfußes, goß er Dinte, und wickelte es zusammen, so, daß der Hauptfleck wohl einer Hand groß war, hingegen die übrigen, durch das Zusammenwickeln entstandenen, mit mannichfaltigen Schattirungen, das ganze Tuch bedeckten. So wurde es, nachdem alles trocken war, in geschmolzenes Talg getaucht, und blieb einen halben Tag liegen. Hierauf wurde es in gemeiner Waschlauge etwas gekocht, und mit Seife ausgewaschen, und alle Flecken waren vollkommen weg, doch erforderte es einiges sorgfältiges Reiben. Da der Talg ziemlich unnöthig vorkam, so wurde es ohne denselben versucht, und es ging eben so gut. Also, um Dintenflecke aus dem weißen Zeuge zu waschen, sind gar keine neue Anstalten nöthig, sondern blos die alten mit etwas Sorgfalt concentrirt, zumal auf das Baden und Kochen

in heißer Lauge; und das können ja die Damen wohl leicht verordnen, da sie wissen müssen, daß kein Dintenfleck leicht von ihren Männern gemacht wird, ohne seinen correspondirenden Funken von Licht in der Welt zurückzulassen. — Der Schreiber verbittet sich, bey der Ermahnung, alle Deutung auf seine Dintenflecke, und die damit, zumal in diesem Artikel, verbundene Erleuchtung. — Es könnte, nach dem vorhergehenden zu urtheilen, der künstliche Fettflecken wohl blos deswegen verordnet seyn, die Waschweiber aufmerksam und thätig zu machen. Denn daß man Fettflecken mit Seife wegbringen kann, wissen sie alle, wenn man sich nur Zeit nimmt. Hingegen Dintenflecken werden von ihnen meistens für incurabel gehalten, und als solche zu früh aufgegeben.

## Zur Geschichte der Spielkarten.

Das Formschneiden, hauptsächlich der Spielkarten, gab Anlaß zur Erfindung der Buchdruckerkunst. Bey welcher Nation aber die Spielkarten entstanden sind? darüber bleiben die Meinungen getheilt. Die Franzosen setzen ihren Ursprung, in die Zeiten eines ihrer Könige, Carls VI, der 1380 den Thron bestieg, und zwölf Jahre darauf in einen Zustand von Verrückung verfiel. Um ihm in seinen guten Stunden die Zeit zu vertreiben, erfand man ein Spiel, mit silbernen Blechen oder Tafeln, das Königsspiel genannt, worauf das nemliche eingegraben stand, was man noch jetzt auf unsern gewöhnlichen Karten findet. Es ist noch die Quittung bey der Königlichen Rechnungskammer vorhanden, welche der Künstler, der diese Tafeln verfertiget hatte, über die er-

haltene Bezahlung, an den Schatzmeister ausstellte. Sie beträgt für drey Spiele Karten 56 Sols Parisis, damals eine ansehnliche Summe. Da dieses Spiel mit silbernen Platten für Privatpersonen zu kostbar war, so kam ein Pariser, Namens La Hire auf den Einfall, diese Figuren auf dünne Pappen, durch in Holz geschnittene Täfelchen, auf dieselbe Art überzutragen, wie die Chineser ihre Bücher, seit vielen Jahrhunderten, drucken. Er füllte die Zwischenräume mit farbigen Zügen, kleidete die Bilder nach der Sitte seines Zeitalters, und gab seinen Namen dem Coeur-Buben, so wie der Treff-Bube, noch heut zu Tage, jederzeit den Namen des Kartenmachers führt. Nach andern war es nicht der Pariser Bürger, sondern der berühmte Krieger Stephan von Vignoles, mit dem Zunamen la Hire, dessen Namen man auf diese Art ehren wollte. Die Lilien setzen die Franzosen hinzu, die man auf den Zeptern, den

Kronen,

Kronen, und auf dem Gewande der Könige und Königinnen erblickt, beweisen den französischen Ursprung der Karten noch mehr. Ein neuerer Schriftsteller der Abbé Rive, behauptet hingegen, daß die Entstehung der Spielkarten ein Eigenthum der Spanier sey, weil man sie zuerst bey ihnen, zu einer Zeit erwähnt findet, wo man bey andern Nationen noch keine Spur davon antrifft. Diese Erwähnung geschieht in den Statuten eines Ritter-Ordens, der 1332 von Alfonso von Castilien gestiftet wurde, und worin den Rittern verboten wird in der Karte zu spielen. Wahrscheinlich mußten also die Karten schon, einige Zeit vor Errichtung dieses Ordens, vorhanden gewesen seyn: der Abbé Rive, nimmt das Jahr 1330 dafür an. Ihr Erfinder war Nicolao Pepin, und von den Anfangsbuchstaben seines Namens, N. P. nannten sie die Spanier Naipes. Die Wälschen, als sie die Karten von den Spaniern erhielten, behielten denselben Namen, Naibi,

bey; dieses Wort wurde in der Folge latinisirt, und in Naibes verwandelt; man lieset es in dem Leben des heiligen Bernards von Siena, dessen Ueppigkeits-Predigten eine so gewaltige Wirkung, auf die Einwohner von Siena, hervorgebracht haben sollen, daß sie die Glücksspiele untersagten, und alle Karten verbrannten. Aus Spanien kamen die Karten nach Frankreich: allein sie scheinen hier in Anfang keine bessere Aufnahme, als in Spanien, gefunden zu haben. Wenigstens lieset man in dem Leben des Petit Iéhan de Saintré, daß er Carls V. Gnade, blos seiner Enthaltsamkeit von Würfel- und Kartenspielen verdankte. In verschiedenen Provinzen von Frankreich, gab man den Figuren sogar Namen die Abscheu erregten. In der Provence nannte man die Buben Tuchim. Dieses Wort bedeutete eine Bande Räuber, die, gegen 1361, in diesen Gegenden so großen Unfug trieben, daß die Päbste genöthiget waren, das Kreuz gegen sie zu

predigen. Erst unter Carl VI. kamen die Karten an den französischen Hof; unter Carl VII. wurde das Piquetspiel erfunden, und dieses Spiel war Ursache, daß die Karten sich aus Frankreich, nach verschiedenen andern Theilen von Europa verbreiteten. Einige Bilder waren mit Lilien bezeichnet: die Nationen die sie von den Franzosen erhielten, änderten das Costum nicht, und so wurden ihre Karten gleichfalls mit diesen Zeichen gemalt. Soweit der Abbé Rive. Aber vielleicht, haben wir Deutsche eben so alte Ansprüche, auf die Erfindung der Karten, als die Spanier und Franzosen. Herr von Murr und Herr von Heinecke haben dieses hinlänglich bewiesen. Kartenmacher und Kartenmaler, oder wie sie später heißen, Briefmaler, sind schon in Deutschland achtzig Jahr vor Erfindung der Buchdruckerkunst gewesen. Sie führten, wie alte Chronicken besagen, eine ungeheure Menge Karten nach Wälschland, Sizilien rc. die dort gegen Spe-

zereyen und andere Waaren umgesetzt wurden. Dieser Handel ging so ins Große, daß die Venezianischen Kartenmacher sich 1441 darüber beym Senat beschwerten. Das Lansquenet, das unter Carl VI. 1392 aufkam, zeigt, daß die Franzosen unser ältestes Spiel annahmen. Das Wort **Landsknecht**, bezeichnete vor Alters einen Soldaten, und wo wurde häufiger gespielt, als bey diesen? Nach 1364 mochten in Frankreich **gemalte** Karten Mode seyn, aber **gedruckte** waren eine deutsche Erfindung, aus der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Die Namen, Schellen, Eicheln, Herz, Laub, der große, der kleine Wenzel rc. und der große Unterschied zwischen unsern und den französischen Karten, beweisen den deutschen Ursprung, und zugleich, daß sie von dem **gemeinen Manne** erfunden worden sind. Ueberdies ist der Handgriff der französischen Kartenmacher, von dem unsrigen unterschieden, und die deutsche

Manier kommt der Kunst, Holzschnitte zu verfertigen, weit näher. Die Trapelier-karte der Italiener, die Anlaß zum Tarok-spiel gab, datirt sich erst von 1450. Sie macht die dritte Gattung der bekannten Spielkarten aus, die sich in deutsche, französische, und diese Trapelierkarte eintheilen. Wir überlassen es dem Leser, für welche Nation er entscheiden will, aber soviel ist gewiß, daß die Erfindung der Karten, in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fällt. Sie haben durch so viele Jahrhunderte ihre alte Gestalt, Bildertracht und Namen, bis auf unsere Zeiten beybehalten. Wir haben schon oben eines Heiligen erwähnt, der dagegen eiferte. Auch Thomas Convect, ein Mönch, welcher 1428 in Flandern mit großem Beyfall predigte, und die Verderbniß der Sitten zum Gegenstand seiner Reden wählt, verbrannte selbst auf einem Schaugerüste die Karten, die Würfel und den Putz der Damen. Ein flamländischer Schrift-

steller, der gegen 1540 schrieb, und durch Frankreich, Wälschland und Spanien gereiset war, schildert uns die Spanier des sechzehnten Jahrhunderts, als das Volk, das die meiste Leidenschaft zum Spiel, und sonderlich zum Kartenspiel besaß. „Ich reisete durch viele Dörfer in Spanien, sagt er, wo weder Wein noch Brod, noch sonst was, das zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehöret, zu haben war, aber auch in den elendesten und abgelegensten Orten, verkaufte man Karten." Einige haben in den Karten eine Menge Anspielungen finden wollen. Die vier Farben, sagt ein Schriftsteller von der französischen Karte, stellen die vier Stände vor: Coeur den geistlichen, Pique den Soldaten:, Trefle den Bauern:, und Carreaux den Bürgerstand. Die vier Könige, David, Alexander, Cäsar, Carl der Große, zielen auf die vier Monarchien, die jüdische, griechische, römische und deutsche. Die vier Königinnen, Rachel, Judith, Pallas und

Nêgine, das Anagramm von Regina, bedeuten die vier Arten zu herrschen, durch Schönheit, Frömmigkeit, Klugheit und Rang. Die Buben sind die Knappen oder Kriegsknechte. Die Deutungen, welche man der deutschen Karte beygelegt hat, haben einen moralischen Gegenstand. Hier ist die Eichel das Sinnbild derer, die dem Spiel zu sehr nachhängen; das Laub, derer, so um Gewinn spielen; das Herz solcher, die sich in gewinnsüchtiges Spiel verlieben; und die Schellen, der Thoren, die auf Gewinn im Spiel bauen. In der Trapelierkarte sind die vier Haupttugenden abgebildet: durch die Pfennige die Gerechtigkeit; durch die Becher die Mäßigkeit; durch die Stäbe die Klugheit; und durch die Schwerdter die Tapferkeit. Da die Karten die Werkzeuge beträchtlicher Gewinne oder Verluste werden, so ist der Kartenmacher verbunden, die äusserste Sorgfalt auf ihre Verfertigung zu verwenden. Der Spieler, der ein scharfes Gesicht und gutes Ge-

dächtniß hat, würde an dem kleinsten Fleck, oder Zeichen, auf dem Rücken einer Karte, ihren Werth erkennen, und vor dem andern Spieler einen Vortheil daraus ziehen. Die linke Seite der Karte muß daher hell, weiß, und ohne Flecken oder Abweichungen, die Karte selbst aber weder zu dünn, noch des Mischens wegen zu dick, sondern steif, leicht, glatt und von einerley Größe geschnitten seyn. Die Farben müssen gut zertheilt gefunden werden, und, besonders bey den Bildern, nicht in einander fließen. Die Zubereitung eines französischen Spiels Karten, erfordert funfzig oder sechzig Veränderungen. Ein Arbeiter kann aber in einem Tage sechzig Spiele Piquetkarten verfertigen, wenn nemlich alle Blätter, welche er zu diesen sechzig Spielen gebraucht, schon geleimt, getrocknet und gemischt sind, ehe er seine Arbeit anfängt. Nach den Gesetzen der Pariser Kartenmacher, arbeitet ein Arbeiter im Sommer von vier Uhr Morgens, bis acht Uhr Abends; und im Winter von

fünf Uhr Morgens, bis neun Uhr Abends. Drey Stunden werden ihm zur Eßzeit erlaubt, und die wirkliche Arbeit beträgt, das ganze Jahr durch, des Tages dreyzehn Stunden. Man rühmt die Pariser Karten vorzüglich. Die Karten werden nach Spielen, halben Dutzenden, und Gewicht verkauft.

---

## Von den verschiedenen üblichen Arten Briefe zu versiegeln, und vom Geheim-Schreiben.

Ausser den Metallen führen die Diplomatiker noch fünferley Materien an, deren man sich zu Siegelabdrücken, und zu Versiegelung der Briefe und anderer Dinge, von jeher bediente. Diese fünf Materien sind, Siegelerde, Kitt, Kleister, Wachs und Siegellak. Schon die Egypter kannten den Gebrauch der Siegelerde, und vielleicht war sie daher die erste Materie, welche dazu an-

gewendet wurde. Ihre Priester banden an die Hörner, der zum Opfer ausersehenen Thiere, ein Stückchen Papier, worauf sie, in Siegelerde, ihr Siegel drückten, und nur ein auf diese Art bezeichnetes Thier, durfte geopfert werden. In Europa ist, soviel man weiß, das Wachs, seit den ältesten Zeiten, überall zum Siegeln gebraucht worden: nur darüber streiten die Diplomatiker, ob die Reihe zuerst das gelbe oder das weiße Wachs, getroffen habe. Herr Professor Bekmann glaubt, daß wenigstens Privatpersonen, wegen des geringen Preises, sich des gelben wohl zuerst, und am häufigsten bedient hätten. Mit der Zeit färbte man das Siegelwachs roth, und später, in Deutschland nicht vor dem vierzehnten Jahrhunderte, grün auch schwarz. Neuer sind die in Mehlkleister oder Brodteig, Oblate, abgedruckten Siegel, aber eigentliche Diplome sind nie mit Oblate gesiegelt worden: und in einer deutschen vortreflichen diplomatischen Sammlung, findet man kein Oblaten-Siegel, das viel über zweihun-

dert Jahr alt zu seyn schiene; doch sollen auch Kö- nige, vor Erfindung des Siegellacks, ihre Briefe mit Kleister verpetschiret haben. Einige Gelehrte erzählen von einem Siegelkitt, den sie Maltha nennen, und der aus harzigem brennbarem Stoff verfertiget wurde. Ist dieses gegründet, so muß man diese Maltha, für das erste und älteste Siegellack halten, da auch unser heutiges Siegellack aus harzigen Substanzen besteht. Dieses letztere hat wegen seiner Bequemlichkeit, Wohlfeilheit, und angeneh- men Aussehens, durch ganz Europa die al- ten Siegel verdrängt; ohngeachtet es leicht zerbröckelt, und ein darin abgedrucktes Petschaft am leichtesten nachgemacht werden kann. Die älteste Erwähnung des Siegellacks, in gedruckten Büchern, findet man in des Garcia ab Orto, Aromatum & simplicium aliquot historia, die 1563 zuerst gedruckt wurde, und die ausdrücklich, bey dem Gum- milack, der Stangen erwähnt, die man zum Briefsiegeln gebrauche. Also scheint, um die-

ſes Jahr wenigſtens, bey den Portugieſen, der Gebrauch davon ganz gewöhnlich geweſen zu ſeyn. Von eben dieſem Jahre, iſt auch das älteſte Siegel dieſer Art, das man bisher in Archiven fand. In dem Archive zu Weimar verwahrt man einen, zu Paris den 15ten May 1571 geſchriebenen, und mit rothem Lack geſiegelten Brief, eines franzöſiſchen Edelmanns, der Geſandter am Weimariſchen Hof geweſen war. Merkwürdig iſt es, daß dieſer vorher neun Briefe mit gemeinem Wachſe, den zehnten aber mit ſpaniſchem, oder Siegellack geſiegelt hatte. Nach der Meinung der Benediktiner, in dem bekannten Traité de Diplomatiques, war der Erfinder ein Franzoſe, François Rouſſeau, der lange in Perſien und Oſtindien gereiſet war, und als er ſein Vermögen, in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIII., durch Brand verlohr, auf den Einfall gerieth, Siegellack aus Gummilack zu bereiten, wie er in Indien geſehen. Tavernier er-

wähnt ebenfalls der Bereitung des Siegellacks in Ostindien, und wahrscheinlich lernten es die Portugiesen von den Indiern, wie Rousseau der Benediktiner, dessen Verdienst sich überhaupt blos auf Frankreich einschränkt, da man es in Deutschland hundert Jahr früher kannte. Man nannte es anfänglich Spanisches Wachs, und sein Name Siegellack scheint erst aufgekommen zu seyn, als man das Gummilack, statt des gemeinen Harzes, zu nehmen anfing. Da selbst die sorgfältigste Verwahrung, die Briefe, und die darin aufbehaltene Geheimnisse, nicht vor Gewalt und den Nachstellungen der Neugier sichern kann, und man bereits in alten Schriftstellern Vorschriften findet, wie man wächserne Siegel wärmen, dann unmerklich mit einem Pferdehaar absägen, oder Petschafte, mit gebranntem Gipse, und einer Auflösung von Hausenblasen, oder einem Amalgama von Quecksilber, nachmachen soll; so fiel man schon in den ältesten Zeiten da-

auf, gewisse Zeichen, Zahlen, oder andere Merkmale, an die Stelle der gewöhnlichen Buchstaben und Worte unterzuschieben. Die verborgene Schrift der Juden bestand aus zwey und zwanzig Alphabeten, wo die Buchstaben zwar in ihrer natürlichen Ordnung folgten, aber darin abwichen, daß das zweyte Alphabet mit dem zweyten Buchstaben, das dritte mit dem dritten u. s. w. anfing, so daß ein Buchstab zwey und zwanzig verschiedene Bedeutungen hatte. Die alten römischen Kayser, schrieben an ihre Feldherren und Vertraute, wie uns Sueton in ihrem Leben erzählt, durch Versetzung der Buchstaben des Alphabets, wo man z. B. ein C für ein B, ein D für ein A u. s. w. setzte. Allein da jede Schrift leicht zu entziffern ist, wo Eine Ziffer, Ein Zug, Ein Buchstabe, einerley Bedeutung hat, so war es auch diese. Man hat in neuern Zeiten die Kunst, verborgen zu schreiben, sehr weit getrieben, und die Zusammensetzung der verborgenen Schrift,

aus arabischen Zahlen, Buchstaben, Zügen u. s. w. ist so künstlich, so vielfach und verwickelt, daß man beym ersten Anblick in Versuchung geräth, ihre Auflösung und Deutung, ohne Mittheilung des Schlüssels, ewig für unmöglich zu halten. Einige sind es auch wirklich, z. B. die, deren sich die Minister, Gesandten, verschiedener Höfe bedienen, wo eigene Ziffer-Kanzeleyen angestellt sind. Andere aber entgehen dem Fleiße und Scharfsinn der Menschen nicht, und noch im vorigen Jahre hat Herr Professor Hauy zu Paris, öffentlich im Journal de Paris, einen Beweis von der glücklichen Auslegung, eines ihm zugeschickten Ziffer-Billets gegeben. Dahin gehören auch die sympathetischen Dinten, die Schriften in Eyern, und unzählige mehr, deren einzelne Specificirung uns zu weit führen würde.

Wir erwähnen nur noch einer verborgenen Schrift durch Blumen, die in den Morgenländern sehr gebräuchlich ist, und

Selam heißt. Die Türken geben diesen Namen einem Büschel Blumen, in deren Wahl und Zusammensetzung, die geheimnißvolle Sprache besteht. Dieser List bedienen sich die Damen in der Barbarey und Levante. Ein christlicher Sklave, welcher gemeiniglich der Gegenstand ihrer Liebe ist, pflegt daselbst, blos durch die Anordnung der Blumentöpfe auf einem Luststücke, eine heimliche Unterredung mit seiner Gebieterin anzustellen. Ein noch so langer Brief würde manchmal nicht soviel Leidenschaft zu erkennen geben. Der Amarant beym Veilchen, bedeutet, man hoffe sich, nach der Abwesenheit des Mannes, für das Uebel seiner Gegenwart zu erholen. Die Orangenblüthe bezeichnet die Hofnung; die Ringelblume die Verzweiflung; die Sonnen-Goldblnme die Beständigkeit; die Tulpe die Beschuldigung der Untreue; die Rose die Schöhnheit. Wenn also ein Sklave einen Strauß von Ringel-

blumen, Orangenblüthen, Amaranthen und Veilchen windet, so ist dies ein Billet-doux, das ohngefähr soviel ausdrückt. „Die „Qualen die ich erdulde, würden mich in „eine tödliche Verzweiflung stürzen, wenn „ich mir nicht schmeichelte, nach der Ent-„fernung meines Nebenbuhlers, glückli-„cher zu werden." Diese Art verliebter Schriftstellerey, ist nur bey Liebenden bekannt, und oft pflegen sie, um das Geheimniß undurchdringlicher zu machen, die Bedeutung der Blumen zu ändern, und die Rose das sagen zu lassen, was das Veilchen sagen würde u. s. w. Eine gewisse Gegend des Gartens, pflegt gemeiniglich der Bewahrer dieser Sträusser Briefchen zu seyn. Der Liebhaber schreibt sie bey ruhiger Muße, und die Geliebte beantwortet sie in aller Sicherheit, ja selbst in Gegenwart ihres Mannes, indem sie blos die Stellung der Blumenäste verändert, oder gleichsam zum Zeitvertreibe einen Strauß windet. — Die

Briefe selbst bey dem Ueberbringer so zu verwahren, daß man sie aller Nachforschungen ohngeachtet, weder vermuthen noch finden könne, davon trift man gleichfalls häufige Beyspiele, bey den Schriftstellern an. Kayser Leo schickte dem Andronicus eine Wachsfackel, die am Holze mit dem Briefe umwickelt, und dann wieder mit Wachs so künstlich überzogen war, daß man von aussen nichts wahrnehmen konnte. Ein anderer Feldherr schor seinem treuesten Sklaven das Haar ab, brannte ihm die Schrift auf den geschornen Kopf, behielt ihn so lange bey sich bis das Haar gewachsen war, und sandte ihn alsdann an den Ort seiner Bestimmung. Die Geschichte des Krieges, der im vorigen Jahrhunderte, Deutschland so verheerte, und unter den Namen des dreyßigjährigen Krieges so bekannt ist, liefert eine Menge sinnreicher Erfindungen, geschriebene, wichtige Nachrichten, vor den Nachstellungen des Feindes zu verheimlichen. Man

fertigte z. B. von gepulvertem Stein, und der Materie die beym Schleiffen abgehet, vermittelst darunter gerührten Pechs, einen Schleifstein, in dessen Mitte der Brief verborgen war. Oder man that den Brief, klein und auf feines Papier geschrieben, und mit Fett bestrichen, zwischen das Siegelwachs und das Couvert, eines ganz gewöhnlich lautenden Briefes, so daß der heimliche in dem Siegel jenes Briefes stach. Man buck dergleichen Briefe in Brodte, man versteckte sie in Speisen, in Obst, oder in Haselnüssen, aus denen man vermittelst einer kleinen Oefnung, den Kern herausgestört, die Oefnung wieder zugemacht, und die Nuß den Ueberbringer ganz hatte schlucken lassen. Ein vornehmer Gefangener erhielt zum Dessert einige Birnen; in der schönsten stack ein Federkiel verborgen, und im Kiel ein Briefchen. Der Schreiber des Briefes hatte nemlich geglaubt, daß der Gefangene zuerst nach dieser Birne, als der schönsten,

greifen würde: allein zum Unglück wählte er eine andere, und als man das Obst wieder abtrug, und an die Wache austheilte, entdeckte sich der Betrug.

---

## Schreibfedern.

Unter den Gänsefedern, die man zum Schreiben braucht, sind diejenigen die besten, welche den Gänsen, einzeln, zur Mauszeit im May und Junius ausfallen; alle andre Federn der üerigen Jahrszeiten, taugen nicht zu Schreibfedern. Ein jeder Gänseflügel hat nicht mehr als fünf zum Schreiben dienliche: die Eckpose, deren in jedem Flügel eine befindlich ist; sie ist die kürzeste, härteste und schlechteste, sie heißt, die Ortpose. Auf sie folgen zwo andere, welche die Schlachtposen, genannt werden, diese behaupten den Vorzug vor allen an-

dern. Die zwo sogenannten Breitfedern, stehen schon an Güte unter ihnen. Man wird bemerkt haben, daß die Fahne der Federn, an der einen Seite viel schmäler als an der andern ist, daß die hackigten Fasern viel dichter in einander hängen, und diese schmale Seite der Fahne, an einigen Federn ganz und gar keinen, an andern nach oben, und noch an andern nach unten zu, einen aufwärts gekehrten Ausschnitt von Natur hat; dies letztere ist das Merkmal der beyden Schlachtfedern. Für die rechte Hand, mit der wir schreiben, schicken sich die Federn des linken Flügels besser, weil sie eine bequemere Lage darin annehmen: und diese erkennt man, wenn man sie aufschneidet, und ihren Rücken nach unten zu hält, daran, daß die Oefnung nicht gegen die rechte, sondern gegen die linke Seite, von der geraden Linie abweicht. Man bekommt die Posen theils in Säcken und Packen, zu 100 und 1000, theils gezo=

gen oder gehärtet. Die auf Art der Engländer gezogene Posen, sind durchgehends klar, so, daß die Seele inwendig los ist, und hin und her läuft, wenn man sie schüttelt; die Holländischen Gebünde hingegen liefern lauter große Posen, und es geht der Druck des Zugs, über den Ort, wo man die Spalte an der Schreibfeder macht, ganz klar herab. Eine wohlgezogene Schreibfeder muß weder zu hart noch zu weich seyn. Man wähle diejenigen, die, wenn man sie an der Spitze zwischen dem Daumen und Zeigfinger drückt, etwas nachgeben. Vier helle Streifen am Kiel, sind das Merkmal der gezogenen Federn. Gemeiniglich werden fünf und zwanzig Stück in ein Pack zusammen gebunden. Die theuerste Sorte wird extragros Gut genannt: man kennt dieses an dem rothgefärbten Bande. Ein solches Pack besteht aus lauter großen, schönen und ausgesuchten Posen. Auf diese folgt das gewöhnliche große Gut, mit grünen oder rothen Hanf umwickelt. Die Mittel-

sorte ist roth und grünes Band. Auf diese folgt Meßextra, dann kurz gebunden roth, klein gelb Band, klein blau Band, klein roth weitläuftig gebunden, und zulezt die Ortposen, als die schlechtesten von allen. Man bedient sich auch, ausser den Gänsefedern, der Federn von Schwanen, Trappen, welschen Hühnern, Raben rc. ingleichen messingerner, silberner, gläserner Federn. Leztere sind gut zum Linienziehen.

---

## Englische Bleystifte.

Die Bleystifte werden aus Bleyerz verfertiget, das sehr verschieden ist. Das englische, als das beste, ist dunkler an Farbe, zart und härter; es befindet sich in den englischen Bleystiften unverändert, so wie es die Natur in den Gebürgen hervorgebracht hat. Man bekommt das Bleyerz in Tafeln,

die sich bequem in Streifen schneiden lassen, es geht also nicht durchs Feuer, sondern wird, wie es gewachsen, in Holz gefaßt, welches wohlriechendes Cedernholz ist. Das Holz muß violette Adern haben, und frisch und jung seyn, da hingegen das alte, bleich von Farbe, und von schwächerem Geruch ist. Man unterscheidet einen ächten englischen Bleystift von dem verfälschten, daran, daß er sich, ohne abzubrechen, zuspitzen läßt, so oft man es nöthig hat, und daß seine Spitze nicht zerbröckelt, wenn man sie in der Flamme eines Lichts dreht. An den gemeinen brennt sogleich der Schwefel blau hervor, man riecht ihn, und die Spitze zerfällt in Asche. Man macht gemeiniglich viererley Sorten englische Bleystifte: die breiten flachen, die man zum Lineiren gebraucht, und Maschinen nennt; und die runden, denen man durchgehends eine Länge von sieben rheinischen Zollen drey Linien giebt. Die dicksten fallen drey Linien, die mittleren zwey,

und

und die dünnsten, eine Linie im Durchschnitt aus. Die dünnste Art ist die theuerste. Die Spitze feilt man mit einer Feile an. Man pflegt die Bunde der englischen Bleystifte in langen Schachteln, zwischen feinen Hobelspänen von Cedernholz, zu vier Dutzend in jeder Schachtel, zu versenden. Der Verfertiger brennt auf neue Bleystifte, in jedem Gebund, sein Zeichen, seinen Namen, und das Probatum, mit einem Eisen, welches man über der Flamme eines Lichts heiß macht. In Deutschland macht man zu Nürnberg und Augsburg die feinsten englischen Bleystifte nach. Die Nürnberger Bleystiftmacher setzen auf ihre Schachteln: gerecht approbirte und unverfälschte Bleystifte. In Potsdam ist eine vortrefliche Bleystiftfabrik, die in Ansehung der Güte keiner englischen etwas nachgiebt, und in Ansehung der Preise weit billiger ist.

---

## Röthel.

Der Rothstein ist ein harter, zäher, dunkelrother, mit Thon vermengter Eisen-Ocher. Man muß ihn im Kühlen, und ja nicht in der Wärme aufbewahren, wenn er tauglich bleiben soll. Die feinste Art kommt aus England. Sie muß sich auf der Säge weich verhalten, kein Geräusch machen, und im Zuspitzen nicht zerbrechen. Man pflegt den Röthel für gut zu halten, wenn er, obgleich in Stücken zu halben Pfunden, dennoch an der Unterlippe hängen bleibt. Noch besser probt man ihn, wenn man auf feinem Papier eine zarte Linie damit zieht, und diese durchaus rein ist. Der Rothstein wird theils in Rohr und Holz eingeleimt, theils ohne Hülle gelassen. Die Spitze feilt man ihm, wie dem Bleystifte an. Der feine Rothstein ist in ein ganz dünnes Rohr eingefaßt, von unglei-

chen Futteralen, und sechsthalb Zoll lang. Es ist eine böse Gewohnheit den Röthel oder Bleystift, mit der Zunge zu netzen; man benimmt ihnen dadurch die Kraft zu schreiben, und der Röthel wird davon völlig zu Stein, sobald er zwischen den Fingern warm geworden ist.

---

## Siegellack.

Die vornehmste Zuthat des Siegellacks, ist das Schellack oder Gummilack, und der Terpentin. Das feine Schellack muß hell und rein, und in Scherben, gleichsam wie zerbrochener Tischerleim, anzusehen seyn. Man hat rothes, schwarzes, gelbes, grünes, hellblaues, Stroh- oder Goldlack rc. Die Preise sind nach der Güte verschieden. Mit Storax liquida giebt man allen diesen Lacken, den schönsten Wohlgeruch; die feine Art des rothen Siegellacks, verlangt eine schöne,

lebhafte, nicht matte Röthe; sie muß einen angenehmen Geruch von sich geben, gute Flamme erhalten, und nach dem Siegeln nicht vom Papier abspringen. Ueberhaupt muß ein gutes Lack auf dem Papier wie Wasser auseinander laufen, und nicht als todte Kohle liegen bleiben, sondern von selbst zerfließen, und einen Spiegel im Erkalten zeigen. Es muß leicht Flamme am Licht fangen, nicht abtröpfeln, weil dann zuviel Terpentin darunter ist, auch sich nicht leicht vom Fingernagel losschälen lassen, wenn es kalt geworden ist.

---

# Verzeichniß

der

in diesem Bande enthaltenen Aufsätze.


Von der Erde . . . . . Seite 1.

Vom Fluge der Vögel . . . . = 22.

Die Nase . . . . . . . = 30.

Von den Fächern . . . . . = 36.

Filzhüte . . . . . . . = 38.

Englische Damen=Strohhüte . = 43.

Spanische Röhre . . . . . = ibid.

Corallen=Fischerey und Manufactur zu Marseille . . = 44.

Der menschliche Leib . . . . Seite 65.
Federblumen . . . . . . . : 85.
Italiänische Blumen . . . . : 88.
Chokolate . . . . . . . . : 92.
Politische Rechenkunst . . . . : 94.
Physische Lebensgeschichte des
Menschen . . . . . . : 106.
Vom Alter einiger Thiere . . . : 110.
Geschichte der Hochzeitkränze und
Brautringe . . . . . : 114.
Ueber die Schädlichkeit der Schnür-
brüste . . . . . . . . : 125.
Zwirn . . . . . . . . . . : 130.
Spitzen . . . . . . . . . : 136.
Baptist . . . . . . . . . : 140.
Einführung des Mahoganyholzes
in Europa . . . . . . . : 142.
Ueber die Sitte, mit bloßem
Kopfe zu gehen . . . . : 144.

Handschuhe . . . . . Seite 148.
Fingerhüte . . . . . 152.
Schneehandel am Etna . . . . . 154.
Von den Turnieren . . . . . 158.
Arrack . . . . . . 179.
Italiänische Käse . . . 183.
Die leuchtenden Blumen . . . 186.
Die Auster . . . . . . 190.
Anweisung in wenigen Minuten Leinewand zu bleichen . . . 199.
Das Schlittschuhlaufen . . . . 203.
Ueber Leckereyen . . . . . 207.
Wohlfeiles Mittel, sich in Sommern, da das Eis rar ist, kühles Getränk und Gefrornes zu verschaffen . . . . 233.
Sicheres Rezept, Dintenflecke ohne Säure aus Leinewand wegzuschaffen . . . . . 268.

Zur Geschichte der Spielkarten . Seite 263.
Von den verschiedenen üblichen Arten Briefe zu versiegeln, und vom Geheim-Schreiben . 273.
Schreibfedern . . . . . . 284.
Englische Bleystifte . . . . . 287.
Röthel . . . . . . . 290.
Siegellack . . . . . . 291.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibli...

# DAS JAHR 18

| APRIL. | | | Russ. | MAY. | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | D | *Theodora* | 20 | 1 | S | Phil. Jaco / *Walpurg* |
| 2 | F | *Rosimunde* ☽ | 21 | | | |
| 3 | S | *Tugendreich* | 22 | | | |
| 4 | S | 6 Palmar. | 23 | 2 | S | 3 Jubilate |
| 5 | M | *Maximus* | 24 | 3 | M | *Kreuz* |
| 6 | D | *Irenäus* | 25 | 4 | D | *Flori* |
| 7 | M | *Louise* | 26 | 5 | M | *Got* |
| 8 | D | Gr. Donn. | 27 | 6 | D | *J* |
| 9 | F | Charfreyt. | 28 | 7 | F | |
| 10 | S | *Daniel* ○ | 29 | 8 | S | |
| 11 | S | H. Ostertag | 30 | | | |
| 12 | M | Ostermont. | | | | |
| 13 | D | Osterdienst. | | | | |
| 14 | M | *Tiburtius* | | | | |

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschenbuch für Frauenzimmer Zur Unterhaltung und zur Belehrung

Leipzig [1814]

Res/P.o.germ. 1442 cro
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10925278-7